

Maria Stuart, Königin von Schottland

Eduard Heyck



Emilie Hessine Geyer.
1906.

Frauenleben

In Verbindung mit andern herausgegeben

von

Hanns von Zobeltitz

VII

Maria Stuart

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1905.

Maria Stuart
Königin von Schottland

von

Professor Dr. Eduard Heyck

Mit fünf Kunstdrucken

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1905.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Maria Stuart.
Zeichnung von François Clouet in der National-Bibliothek zu Paris.

Derselbe Geist der Analyse, der Erkenntniskraft und Beobachtung, der unsere Periode zur naturwissenschaftlichen macht, hat auch der geschichtlichen Arbeit und dem historischen Interesse einen unromantischen Zug der schonungslosen Wahrheit mitgeteilt. Die Abräumung geschichtlicher Legenden und Epen ist an der Tagesordnung. Auch gegenüber den von künstlerischer Dichtergröße geformten historischen Gestalten drängt sich in einer bisher nicht gekannten Weise das Fragen und Wissen vor, „wie es wirklich war". In diesem Verlangen kann ja ein gutes Teil von Banausität sein, von bloßer Plattheit und klatschhafter Neugierde, der die Schwungkraft zur Größe nur einfach versagt ist. Aber heute überwiegt doch ein besseres, gründlicheres Verlangen, das sich zu befriedigen und beruhigen strebt. Eine allgemeiner erreichte geistige Mündigkeit will fortan auch das Höchst- und Schönstgestaltete nicht mehr bloß hinnehmen, so wie man den Kindern Märchen und kindlichen Völkern Epen erzählt. Sondern sie will in bewußter Klarheit sich das wundervolle Erlebnis bereiten, nachzuerkennen, von welchem Wirklichkeitsaus-



Maria Stuart.
Zeichnung von François Clouet in der National-Bibliothek zu Paris.

Derselbe Geist der Analyse, der Erkenntniskraft und Beobachtung, der unsere Periode zur naturwissenschaftlichen macht, hat auch der geschichtlichen Arbeit und dem historischen Interesse einen unromantischen Zug der schonungslosen Wahrheit mitgeteilt. Die Abräumung geschichtlicher Legenden und Epen ist an der Tagesordnung. Auch gegenüber den von künstlerischer Dichtergröße geformten historischen Gestalten drängt sich in einer bisher nicht gekannten Weise das Fragen und Wissen vor, „wie es wirklich war". In diesem Verlangen kann ja ein gutes Teil von Banausität sein, von bloßer Plattheit und klatschhafter Neugierde, der die Schwungkraft zur Größe nur einfach versagt ist. Aber heute überwiegt doch ein besseres, gründlicheres Verlangen, das sich zu befriedigen und beruhigen strebt. Eine allgemeiner erreichte geistige Mündigkeit will fortan auch das Höchst- und Schönstgestaltete nicht mehr bloß hinnehmen, so wie man den Kindern Märchen und kindlichen Völkern Epen erzählt. Sondern sie will in bewußter Klarheit sich das wundervolle Erlebnis bereiten, nachzuerkennen, von welchen Wirklichkeitsaus-

gängen her die dichterische Abklärung und Komposition dramatisch-historischer Schöpfungen geschehen ist, will den reifen und feinen Reiz nicht entbehren, an der Entstehung des künstlerischen Ergebnisses, an dem dichterischen Anstieg, der zu ihm hinführt, geistigen Anteil zu haben. Wir wollen realistisch gründlicher unterrichtet sein, um desto deutlicher uns an dem Adel historisch-dichterischer Phantasie und Ethik zu erheben. Das sind die Erwägungen, welche den Herausgeber dieser Sammlung bewogen haben, neben eine Reihe der durch ihr Leben, ihre Beziehungen, ihr Vollbringen verehrungswürdigen Frauengestalten auch ein Lebensbild jener unglücklichen Königin zu stellen, die ohne Friedrich Schillers edles Drama allmählich wohl einigermaßen wieder unter ihre wesensähnlichen Zeitgenossinnen zurückgesunken oder mit einer nicht in jedem Punkte günstigen Note ausschließlich den Annalen der Geschichtschreibung überlassen sein würde. Jener Maria Stuart, die mit zuerst als Beispiel anzuführen ist, wenn es zu erweisen gilt, daß das richtig verstandene Gestalten der Dichtung über historischer Grundlage etwas unendlich Höheres ist, als ein willkürliches Formen. Daß es vielmehr ein Gewinnen von menschlich typischen Werten ist, welche in einer erhabeneren und allgemeineren Art nicht kleinere Wahrheit sind, als die archivalischen Feststellungen der Forschung, und welche von geschichtlicher Seite her „berichtigen" zu wollen ein kleinlich ungeziemendes Unter-

fangen sein würde. Ein logisch unfertiges Verkennen der Grenzen und begrifflichen Unterscheidungen, diesseit und jenseit welcher Geschichte und Dichtung nebeneinander vereint – nicht einander widersprechend und aufhebend – berufen sind, durch stark geschautes Schicksal vergangener, auf Lebenshöhen gestellter Menschen die Lebenserkenntnis der jüngeren Geschlechter zu bereichern und je nachdem ihre Seele in größere, freiere Sphären empor zu tragen oder sie durch ergreifende Tragik zu erschüttern und im klärenden Ausklang auch so wiederum festigend und läuternd zu wirken.

Der Historiker, der sich einer solchen ihm übertragenen Aufgabe unterzieht, hat vor allem Bescheidung zu üben, auch nach der Seite des Wohltätigen und Sympathischen hin, hat sich Verschweigen sogut wie Hinzutun und Versöhnen zu versagen. Frei und, wenn es sein muß, unbarmherzig hat er zu sagen, wie es gewesen ist, denn darin besteht aller Historie Pflicht und Beruf allein. Was ihm verbleibt, wenn er den Nexus von Unglück oder Verschuldung klar zu legen hat, ist das allseitige Verstehenmachen, darin einbegriffen das Erkennenlassen des Versöhnenden, aber nicht der Übergriff in dessen dichterische oder auch dessen tendenziöse Verwertung. Er hat niemals der Ankläger zu sein, der einseitig die subjektiven Verfehlungen gruppiert, aber ebensowenig auch der Anwalt, der alles auf die äußeren Nötigungen hinüberschiebt

und von dem Hebel des Willens möglichst schweigt. Der Historiker übt nur bis dahin das Amt des Richters, als dieser feststellt, aus welchen Sachlagen weiterhin das Urteil zu bilden sei. Und insofern als er in diese Feststellungen den handelnden Charakter, die inneren und äußeren Beweggründe, aus denen das Handeln entsprungen ist, nebst den allgemeinen Umständen, die eingewirkt haben, einbegreift. Die Umstände, zu denen man mit besonderer Betonung neuerdings auch die Mitgiften durch Herkunft, Milieu, angeerbte Verhältnisse zählt, welche den Einzelnen beeinflussen, vielleicht zwingen, aber ihn vernünftigerweise nicht schon deswegen entlasten, weil er sie nicht gemeistert hat.

* * *

Daß Macbeths geraubtes Königtum sich sorglos wähne, fiel Banquo von gedungener Mörder Hand, der in düster von Sagen umwobener Überlieferung ein Ahnherr des Hauses Stuart hieß. Von Königs Robert Stuarts eignem Bruder ward sein Sohn, der Thronfolger, gefangen gesetzt und umgebracht; um nur dem zweiten Sohne Jakob das Leben zu bewahren, sandte König Robert ihn nach Frankreich, aber der Flüchtende fiel in die Hand der Engländer und sie hielten ihn achtzehn Jahre zu Windsor in Haft. Als Jakob I. endlich König geworden, überwältigten ihn Verschworene seines Adels im Kloster Perth und brachten ihn um. Sein Sohn Jakob II. ermor-

dete den Grafen Wilhelm Douglas mit eigener Hand und ward bei einer Belagerung erschlagen. Der Nachfolger Jakob III. verlor die Schlacht von Sauchieburn gegen den schottischen Adel, mit dem sich sein eigener Sohn verbündet hatte, und wurde auf der Flucht von dem Priester, dem der Verwundete in einer Mühle beichten wollte, ermordet. Gegen England ausziehend fand Jakob IV. mit der Blüte seiner Ritterschaft am Hügel von Flodden den Tod. Gleich seinem Vater unglücklich gegen England kämpfend verfiel Jakob V. in Trübsinn und starb als zweiunddreißigjähriger Mann unter düsteren Klagen und bangen Ahnungen für seines Hauses Geschick. Sieben Tage vor seinem Tode war Maria Stuart geboren, mit deren Namen die Stuart-Tode unter dem Henkerbeil beginnen. Wahrlich, „es zieht sich eine blutige Spur" durch dieses Haus von alters, eines der unglückseligsten, aber auch vom Unglück verfolgtesten, die die Geschichte kennt. Jähe und frühe Todesfälle der besten Leute des Geschlechtes schließen sich zur Reihe mit Minderjährigkeiten, üblen Regentschaften, Familienmorden; in Verschleuderung und Verlust von Königsmacht und Königsrecht, im Ringen um die Wiedererlangung, erschwert und verwickelt durch die unzähligen Kämpfe wider England, spielt seit je die Geschichte dieses Geschlechtes sich ab. Bis die Kraft erlahmt, die in ihm ist, und an die Stelle alter Entschlossenheit und alter Leidenschaft, die die Quelle seiner besten und

mancher schlimmen Eigenschaften gewesen, eine leichtherzige und sinnliche Romantik hinzutritt, um die Konflikte, in denen die Männer und Frauen dieses Hauses ringen, zu vermehren.

Das Leben geliebt und die Krone geküßt
Und den Frauen das Herz gegeben
Und zuletzt einen Kuß auf das blut'ge Gerüst —
Das ist ein Stuartleben.

Die allbekannteste unter den Fontaneschen Balladen mit ihrem Lächeln der Leichtherzigkeit bis in die Tragik selbstbereiteter Verstrickung gilt auch von vielem Lebensinhalt der Frau, der diese Blätter gewidmet sind. —

Der keltische Zusatz im alten Schottentum mit seiner Eigenwilligkeit und Phantasie mündet früh auch in die Charaktere des Hauses der Stuarts ein, aber sie selber sind kein keltisches Geschlecht. Ebenso darf das Land nicht als ein völlig oder auch nur vorwiegend keltisches Volksgebiet angesehen werden, wie es heute, wo man viel von den Rassen redet, leicht geschieht. Früh drangen die germanischen Angelsachsen von den deutschen Nordseeküsten, nachdem sie das heutige England erobert hatten, auch in den Norden vor, sie besiedelten das Land unter dem Gebirge und die fruchtbaren Küstenstriche. Das Angelsächsische ward die Sprache der geschichtlich in Betracht kommenden Teile des Landes, und noch heute bewahrt die schottische Mundart manches gut germanische Eigentum auf, welches im eigentlichen England durch den Einfluß des angewälschten

Normannentums verloren worden ist. Nach den Angelsachsen haben dann auch die Ostmannen, wie man sie hier nannte, die auf ihren Wikingerschiffen landenden Dänen und Norweger sich unter die ältere germanische Besiedlung gemischt. Nur im Hochland blieben die keltischen Gälen volklich unvermengt und weideten, im großen und ganzen um die Entwicklung des Landes unbekümmert, nach Urväter Weise ihr Vieh. Wohl folgten sie dem königlichen Heerbanne, wenn ein zündendes Wort durch die tapferen und allzeit kriegslustigen Clane ging, aber sie sahen es als ein freiwilliges Mittun an, und politische Ergebnisse haben sie so gut wie niemals aus ihrer Tapferkeit gezogen. Wie denn ein auffälliger Mangel an politischer Fähigkeit, ja an Wirklichkeitsinn überhaupt das Wesen des Keltentums ist und diese ganze Völkergruppe, die in alter Vorzeit sich mächtig von Ungarn und Ostdeutschland her sich durch Mitteleuropa und den ganzen Westen gebreitet hatte, überall durch die bessere Tüchtigkeit anderer Völker, lateinischer und germanischer, ausgedrängt, zum Verschwinden aus der Geschichte gebracht und auch die einzigen heute noch übrigen Reste, in der Bretagne, in Wales und Cornwallis, Schottland und Irland, den nachdringenden Völkern unterworfen hat.

Die schottischen Hochlande gehören zu den Traumlanden des deutschen Natur- und Touristensinnes; man hat bei uns von ihnen eine phantasievolle Vorstellung, welche die Wirklichkeiten

doch beträchtlich übertreibt. Diese Gebirge, welche auf unseren Atlanten so wirkungsvoll schraffiert sind, halten sich mit ihren stattlichsten Erhebungen, im Norden, doch nur auf der Höhe des Thüringerwaldes, und die Hügellandschaften Südschottlands entsprechen in ihren Erhebungen gar nur dem Odenwald. Doch trifft diese Parallele vollkommen nur auf die in Metern vermessene Höhe zu; der Charakter der schottischen Berglandschaften ist wesentlich anders als bei den deutschen. Es sind weite, wellige Hochflächen mit Erikaheide, Geröll und schwarzem Moor, und aus ihnen erheben sich einzelne kuppige Gipfel. Zu Ackerbau sind innerhalb dieses Berglandes wenige Senken geeignet. Von Meer zu Meere geht der regenkalte Wind über die waldlosen Flächen und Hänge; das meiste ist heute, wo die Hälfte des Landes einem kleinen Kreise von Großgrundbesitzern gehört, Schafweide zum Frommen der englischen Tuchindustrie. Oder Ziegen klettern, wo der Fels zutage tritt, umher und halten die kümmerlichen Ansätze von Strauchwuchs nieder, wie sie es seit unvordenklichen Jahrhunderten getan haben, als hier noch das Gälentum in seiner Ursprünglichkeit saß. Am ehesten Gebirgscharakter nach üblichem Begriff hat die Grampiankette, die sich auf der größten Breite des Landes von Aberdeen an der Nordsee zum Firth of Lorne hinüberzieht. Hier sind die Hänge steiler, sind eingeschnittene richtige Täler, hier ist zugleich das Hauptgebiet der vielen Seen, die für Schott-

land so gut wie für Schweden und Finnland bezeichnend sind. „Lochs" nennt der Gäle, nach keltischem, dem lateinischen lacus urverwandten Worte, die größeren von ihnen, die langgestreckten Talseen, und „Tarns" die höher in das Gebirge hinauf verstreuten Kessel mit stauendem Wasser darin, die man den Meeraugen der Tatra oder dem Feldsee im Schwarzwald, den Hochseen der Vogesen vergleichen kann. Was ferner dieser Landschaft ihre eigentümliche Romantik verleiht, das ist ihre bis gegen die neue Zeit heran dauernde Unberührtheit von aller lebendigen Zivilisation, die großartige Melancholie ihrer weltentlegenen Unwirtlichkeit, der so gut wie beständige Landregen oder rieselnde Nebel, durch den die halbverhüllten Kuppen den vorgetäuschten Eindruck von Mächtigkeit und wolkenüberragender Höhe erhalten. Und dann ihre von gleichfalls schwer und düster nebelnden Sagen umwobene Geschichte von niemals endender Clanfehde auf diesen entlegenen Heiden, Geschichte, die kaum eine solche ist, weil in all dem Kampf und Blutgewirr das eigentliche Ziel der Tat und des führenden Manneswillens vermißt wird.

Gespensterhörner verklungener Schlacht
Hör' ich in schottischer Sommernacht,
Hör' ich auf wilder Heide!
Sieh dort: schwebt eine Frau allein
Blaß und lang im Mondenschein,
Sucht auf rotem Feld von Mohn
Den toten Mann, den toten Sohn!
Heide, du wilde Heide!

Wind wächst an, die Nacht wird laut —
Schlachtruf einer Walkürenbraut!
Heide, du wilde Heide!
Kreischt in der Angel ein Wetterhahn,
Käuzlein ruft, der Wind wächst an,
Trägt ein verschlungen Schlachtgeschrei,
Hornschall, Schilderklang herbei!
Heide, du wilde Heide!

Geh ich schauernd und seh' mich um:
Mondschein nur, und alles stumm.
Kichernd raschelt Wacholderkraut,
Klingt der Strauch und wimmert laut,
Nur der Wind, der Wind der Nacht...
Nirgends Hornschall, nirgends Schlacht...
Heide... öde Heide...

(Fritz Lienhard.)

Das ist das Gebiet der Hochschotten, der richtigen Gälen oder Kelten, welche dort bis an das Jahr 1745 in Urzuständen und so gut wie zusammenhanglos mit der übrigen Welt gehaust haben. Damals hat England, das durch Maria Stuarts Sohn Jakob I. die Angliederung der schottischen Krone an die seine erlangt hatte, dort ganze Arbeit gemacht. Vorher traute sich kein englisches Heer in diese Täler und Bergkessel hinein, und, wie schon angedeutet, auch die Könige Schottlands hatten über die Bergbewohner, wenn sie sie auch unschwer für ihre Kriege gewannen, doch so gut wie keine wirklich regierende Gewalt, als höchstens durch den Gelegenheitswillen ihrer Clanhäuptlinge hindurch. Wilde schlechtweg nannte man diese Hochlandgälen, und seltsam genug standen sie zu einer Zeit, da Europa

schon den Vikar of Wakefield las, hier an der Außenzone der europäischen Kultur, Krieger mit Langschwert, Dolch und hölzernem lederbezogenen Schild: dasselbe unveränderte Keltentum noch an Art, gegen welches einstmals C. Julius Cäsar oder Gn. Julius Agricola, der römische Statthalter Britanniens, gekämpft hatten, dasselbe auch, welches die Missionare sahen, die von Irland herüber den gutherzig wilden Picten und Scoten das Christentum brachten. Bis 1745 lebten sie in der uralten Sippenverfassung ihrer Clans unter ihren Clanhäuptlingen und wirtschafteten auch noch kommunistisch als Leute, bei denen alle Weide und das bißchen Ackerland Allmende, Gemeindeflur, war. Die Viehwirtschaft auf den weitgedehnten Gebirgsweiden gab ihnen ihren primitiven Lebensunterhalt an Sennereiprodukten, daneben wurde spärlicher Hafer gebaut und etwas Gerste, aus deren Malz sie den nur allzu reichlich geliebten Whisky brannten. Sie hausten in kümmerlichsten Häusern, rohen Gefügen aus Steingeröll mit zerschlissenen Rohr- oder Strohdächern, und das Vieh, wenn es im Winter von den Hochweiden herabkam, teilte zwanglos das Heim der Menschen. Fast alles, was ihre geringe Lebensnotdurft erforderte, war Hauserzeugnis, nur der Schmied vertrat ein gesondertes Gewerbe, der die Schwerter und das Arbeitsgeschirr hämmerte; der Handel steckte in den dürftigsten Anfängen eines Gelegenheitsverkehrs mit ihrem Vieh nach dem angelsächsischen

Unterlande, zu den tatlos von ihnen gehaßten „Sassenach". Ihre Ablehnung aller Neuerung erhoben sie zur Tugend des Überlieferungstolzes. So war bei ihnen alles „uralt" und ihre wesentlichste Moral und Ordnung dieses passive Festhalten am Herkommen. Am unvordenklichen Herkommen auch in der Tracht, deren Bestandteile ja allbekannt sind: die schottische Mütze, das grobe Wams, das Umschlagetuch zum Schutz gegen den ewigen Regen, genannt Tartan, und der Kilt, das kurze Röckchen, das auf die nackten Kniee des Hochländers herabhängt. Aber, wie unerläßlich die sechs Ziegenbärte vorne über den Kilt baumelten, so durfte an Mütze, Tartan und Kilt die eigentümliche „schottische" Würfelung in der Farbe nicht fehlen, aus gelb, blau und grün. Denn in den kleinen Mannigfaltigkeiten dieser Farbenzusammenstellung und ihres Musters unterschieden sich die Familienverbände voneinander, jeder einzelne Mann trug genau das besondere Würfelmuster des Clans, in den er geboren war. Patriarchalisches Gericht innerhalb des Clan übte dessen Häuptling zusammen mit den Hausvorständen, er war auch Anführer des Clans in Fehde und Krieg. Darüber hinaus aber gab es weder eine richterliche Organisation, noch irgendeine Verwaltung, und die höchste Gewalt eines im Unterlande entstandenen Königtums blieb nebelhaft und ungesehn. In dem genannten Jahre 1745 hat England, nach ausrottenden Metzeleien und Hinrichtungen durch den „Lord Butcher",

den „Schlächter", Herzog von Cumberland, die Clans aufgelöst, die Gerichtshoheit der Häuptlinge an die Krone genommen, das Land eingezogen, die alten freiwilligen Clanabgaben an die Häuptlinge in englische Steuern verwandelt. Einen großen Teil des verringerten Volkes hat man aus den Hochlanden verjagt, die stattlichen Männer in die englischen Regimenter gesteckt, sie in die Städte des Unterlandes den gewerblichen Unternehmern als Arbeiter zugetrieben oder sie hinüberziehen lassen in die damaligen englischen Kolonien in Nordamerika. Dies ist der schicksalsvolle Ausgang der hochländischen Erhebung von 1745, die dem Kampf für die Stuarts gegen die neue welfische Dynastie Großbritanniens gegolten hatte. Er hat die Keltenidylle in diesen Hochlanden beendet, die uns wie ein Überrest aus taciteischen Tagen, ja aus indogermanischen Zeiten anmutet.

Aber nicht nur in ihren öffentlichen Zuständen, auch in ihrem persönlichen Wesen und ihren Charaktereigenschaften vertreten diese Gälen bis an die Schwelle der modernen Zeit, weit über die Tage der Maria Stuart, ihrer Königin, hinaus, die unveränderte Art alles alten Keltentums, die hier in Schottland keine andere wie in Irland oder Cornwallis oder im alten Gallien ist. Eigenschaften, die sich vor allem kennzeichnen durch heldenkühne, allzeit fehdelustige Tapferkeit, anständige, bei den geringen Leuten von keiner Profitlichkeit wissende Denkart und oft

wahrhaft edle Liebenswürdigkeit der Gesinnung, leichten, fahrigen Mut, ein durch die Ausschaltung geistiger und Willensbestrebungen desto reicher entfaltetes Phantasieleben, eng verbunden mit natürlicher musikalischer Begabung, wenn diese auch fast nur den Dudelsack zur Ausübung hatte. Und zu dem allen eine äußerste Sorglosigkeit und Genügsamkeit in den meisten menschlichen Dingen – bis auf den starken lyrischen Zug zur Verliebtheit und zum Whisky, diesen beiden nur allzu bedenklichen Freuden ihres lässig dahindämmernden Daseins im Frieden ihrer Hirtentage zwischen den Fehden.

So nur wird es verständlich, wenn die eigentliche schottische Geschichte so gut wie ganz im Unterlande, im Gebiete der germanischen Zuwanderer gemacht worden ist und wenn nur vorübergehend altgälische Namen unter den Führern der schottischen Ereignisse und Kämpfe begegnen, soweit diese von größerem politischen Inhalt sind. Die vierzig Könige, welche bis zur Einwanderung der Angelsachsen genannt werden und im Edinburger Palaste von Holyrood sogar in zopfigen Bildnissen hängen, sind wertlose Namen. Es liegt im Wesen der Geschlechterverfassung, der Clanordnung, von sich aus ein durchgreifendes Königtum überhaupt nicht aufkommen zu lassen und, wenn einmal der Abwehrkampf gegen fremde Eroberungsversuche, wie die der Römer von Britannien aus, eine kriegerische Einheitsführung notwendig gemacht

hatte, doch mit dem Frieden jeweils wieder zu der beschaulichen Ordnung dieser Familienverbände zurückzukehren, welche selbstzufrieden in sich selber und dem zugehörigen Lebenskommunismus gipfelten.

Erst im zehnten Jahrhundert, um die Zeit Ottos des Großen in Deutschland, führte der Einfluß der Angelsachsen die Bildung eines einigermaßen dauernden und ansehnlichen Königtums herbei, welches doch weit entfernt blieb, als eine Staatsordnung in unserem Sinne betrachtet werden zu können. Der Ahnherr, auf den diese Dynastie sich zurückführte, war der Kenneth Mac Alpin, der im neunten Jahrhundert gelebt hatte. Ein Eigenname, der aus der keltischen Benennungsweise zu verstehen ist: Alpin war der Name des Clans, dem er angehörte; Mac (= Kind, Sohn; dasselbe Wort mit dem deutschen „die Magen", Verwandten, und dem weiblichen Magd, Mägdelein) bezeichnete ihn als Zugehörigen seines Clans — d. h. jeder Zugehörige dieses Clans Alpin war ein Mac Alpin —; und Kenneth oder Cinnidh war der keltische Titel für ein Stammeshaupt, für den Altermann oder Führer eines Gesamt-Clans. Kenneth Mac Alpin ist also in unserem Sinne überhaupt kein Personenname, sondern bedeutet nichts anderes als Oberhäuptling des Clans Alpin. Richtige Eigennamen begegnen uns aus dieser Familie erst nach der Gründung des Königreiches.

Ein jüngeres Mitglied dieses Clans Alpin und Nachfolger im Königtum von Schottland, zu dessen Führung sich der Clan Alpin emporgeschwungen hatte, war Duncan, welchen im Jahre 1040 sein Unterbefehlshaber Macbeth zu Inverneß Castle ermordete, um sich selber zum König zu machen. Macbeth fiel wieder durch Duncans Sohn Malcolm, den die englischen Northumberländer unterstützten. Mit Malcolm kam nun aufs neue die alte Königslinie an die Regierung, und gleichzeitig begannen die Verhältnisse größere politische Formen anzunehmen. Da bei der normannischen Unterwerfung Englands durch Wilhelm den Eroberer (1066) der schottische König den letzten angelsächsischen König von England, Harald, unterstützt hatte und vielen Flüchtlingen Asyl gab, auch den angelsächsischen Aufständen gegen die neue normannische Regierung Hilfe leistete, im Zusammenhang mit den Versuchen Englands, die Oberherrlichkeit über Schottland zu gewinnen, entspannen sich die nur noch selten wieder unterbrochenen Kämpfe der schottischen und der englisch-normannischen Monarchie. Sie hinderten nicht, waren vielmehr, weil aller Krieg zu fester Führung drängt, ein hilfreiches Mittel, daß Malcolms Dynastie ihr Reich im Innern zu befestigen und es nach dem strafferen englisch-normannischen Vorbild in einen organisierten Lehnstaat umzubilden vermochte. Naturgemäß fehlte es nicht an heftigen Widerständen, und so gehen neben den andauernden

Kriegen mit England in ähnlicher Beharrlichkeit die Kämpfe des sich aufringenden Königtums mit den Häuptlingen in den Hochlanden und den großen Herren im Unterlande, den nunmehrigen Lehnsbaronen, her.

Malcolms Dynastie erlosch 1290 und auch bei dieser Gelegenheit griff England ein, indem es einen der zahlreichen Bewerber um die Krone unterstützte, wofür er die Lehnsabhängigkeit seines Reiches von England anerkannte. In den neuen Unabhängigkeitskämpfen der Schotten, die hieraus entstanden, ward Robert Bruce zum Führer seines Volkes. Er riß die Schotten aus ihrer Anarchie empor und, nachdem er seinerseits den Titel des schottischen Königs angenommen hatte, vertrieb er 1314 die Engländer durch den entscheidenden Sieg am sumpfigen Bache Bannockburn, in der Schlachtengegend westlich von Edinburg, wo seit alters viel gegen die ins Land dringenden Feinde gekämpft worden war. Seit dieser Niederlage gewann England nicht wieder die Oberhand und im Friedensvertrage von 1328 gab es seine Oberherrlichkeitsansprüche auf.

Der „gute König Robert Bruce", als der er im Andenken seines Volkes fortlebte, starb 1329. Er sah sein Lebenswerk zu glücklichem Ende geführt, nur sein altes Gelübde aus der heißen Schlacht von Bannockburn hatte er nicht lösen können, nach dem heiligen Lande zu wallfahrten und gegen die Sarazenen zu fechten. So beauftragte er sterbend den Grafen Jakob Douglas,

sein Herz in einer Kapsel nach Jerusalem zu führen. Douglas trat seine Reise an, kämpfte schon unterwegs, wie es so oft die zur See fahrenden Kreuzritter und Pilger seit dem zwölften Jahrhundert getan hatten, mit den Spaniern gegen die dortigen Sarazenen, was ebenfalls als Erfüllung des Kreuzgelübdes galt, und fand vor Granada, der letzten Hochburg des Maurentums in Spanien, den Tod. Das Herz des Königs, das er bei sich trug, wurde jedoch gerettet und nun nach Schottland zurückgebracht, wo es in der Abtei Melrose beigesetzt wurde. So ist der geschichtliche Hergang. Die Sage läßt den treuen Lehnsmann erst im Morgenlande fallen und hat den Anlaß gegeben zu einer der wundervollsten Balladen, die es gibt, von einem herrlichen deutschen Dichter, dem jung verstorbenen Grafen Moritz von Strachwitz, der für uns den schottischen Balladenreichtum entdeckt hat und der Lehrmeister der neueren deutschen Balladendichtung geworden ist, welche immer wieder so gerne zu den schottischen Stoffen greift.

Graf Douglas, presse den Helm ins Haar,
Gürt um dein lichtblau Schwert,
Schnall an dein schärfstes Sporenpaar
Und sattle dein schnellstes Pferd!
— — — — — — — — — —

Der Schwur wird falsch, mein Herz steht still,
Es brach in Müh und Streit.
Es hat, wer Schottland bändigen will,
Zum Pilgern wenig Zeit.

Du aber, wenn mein Wort verhallt
Und aus ist Stolz und Schmerz,
Sollst schneiden aus meiner Brust alsbald
Mein schlachtenmüdes Herz.

Du sollst es hüllen in roten Sammt
Und schließen in gelbes Gold,
Und es sei, wenn gelesen mein Totenamt,
Im Banner das Kreuz entrollt!

— — — — — — — — — —

Auf den guten König Robert folgte sein minderjähriger Sohn David II. Jedoch erst nach mehrjährigem Exil in Frankreich, veranlaßt durch neue Adelserhebungen, Thronstreitigkeiten und die wieder Mut schöpfende Einmischung Englands. Als König David 1370 starb, war kein männlicher Erbe vorhanden, und um dem alle Gelegenheiten ausnützenden Anspruch Englands entgegenzutreten, schritten die schottischen Stände zur Wahl. Diese Stände sind der Adel und Klerus des Landes, deren Vereinigung zu einem „Parlament" nach englischem Muster der König Robert Bruce auch einige Vertreter der jungen, im Unterlande entstandenen Städte als Gegengewicht hinzugesellt hatte. Sie wählten einen Schwestersohn Davids, Robert Stuart, mit welchem also 1370 diese letzte schottische Dynastie, die schließlich auch England erben, aber wieder verlieren sollte, den Thron bestieg.

Die Stuart sind ein germanisches Geschlecht, nämlich ein angelsächsisch-normannisches, dessen Ahnherr früh nach Schottland eingewandert war.

So sind auch die Vornamen des Geschlechts germanisch, soweit nicht biblische hinzutreten. Auch der Familienname Stuart ist nur eine andere Schreibung des ebenso ausgesprochenen angelsächsischen Steward. Das Wort ist heute als Berufsbezeichnung, nach der kulturgeschichtlichen Art aller Titel, recht heruntergekommen; ursprünglich drückte es die hohe Würde des — wiederum nach englischem Muster eingeführten — Reichshofmeisters von Schottland aus, welches Amt die Familie früh erlangt hatte. Walter Stuart zur Zeit des Königs Robert Bruce hatte dessen Tochter geheiratet und dadurch die große Zukunft seines Geschlechts begründet. Nach König Robert II. (1371 — 1396) und Robert III. (1396—1406) beginnt mit dem weiteren Stuartkönig Jakob I. (1406—1436) die Reihe der Könige dieses Vornamens. Sie haben alle, worauf schon in der Einleitung hingedeutet wurde, sowohl mit ihrem Adel, wie mit England zu ringen gehabt und sind zu keiner Ruhe gekommen; die Bedingungen, unter denen die Regierung der Maria Stuart steht, sind schon diejenigen ihrer Ahnen und keine anderen, als die der Geschichte dieses Landes von Anfang her. Und wie die unglückliche Königin somit in altherkömmliche Schwierigkeiten hinein geboren ward, die sich nun freilich bei ihr noch weiter verwickeln mußten durch den Hinzutritt der ganz persönlichen und der religiösen Konflikte, so sind auch die Hilfsmittel, deren Maria sich zu be-

dienen gesucht hat, Erbe der Überlieferung gewesen. Schon von den älteren Königen der Dynastie ist diese Politik gehandhabt worden: Unterstützung aller oppositionellen Richtungen in England, um dessen Krone lahmzulegen, und Anlehnung Schottlands an Frankreich. Das Königtum von Frankreich war dauernd der natürliche Verbündete des schottischen, weil auch sein Kampf gegen England, um das Eigenrecht auf dem französischen Boden und um den Vorrang in Westeuropa, sich mit geringen Unterbrechungen durch das ganze Mittelalter hindurch zieht und im sechzehnten Jahrhundert noch fortdauert. So hatte sich denn auch Jakob V. (1513—1542) vermählt mit einer Tochter König Franz' I. von Frankreich und nach dem Tode dieser ersten Gemahlin, in zweiter Ehe seit 1538, mit Maria von Guise. Sie ist die Mutter der Maria Stuart.

Dieses große französische Haus war ein Nebenzweig des lotringischen Herzogsgeschlechtes, also eigentlich deutscher Abkunft. Es hatte jedoch die Fühlung mit dem deutschen Reiche ganz verloren und sich eng an das königliche Haus Valois, wenn auch nicht im Sinne einer selbstlosen Unterstützung, angeschlossen. So entstammt Maria Stuart nicht nur von Vaterseite einem germanischen Geschlechte, sondern auch von Mutterseite aus deutschem Blut. Doch wird man in beiden Richtungen auf diese letzten genealogischen Zusammenhänge wenig Wert legen können. Denn wie das Stuarthaus alle

schottischen Eigenschaften fast typisch aufweist, so hatten sich auch die Guise den deutschen Verbindungen und allem geschichtlich deutschen Wesen in kurzer Zeit völlig entfremdet — wenn man nicht etwa den Eifer des Renegatentums mit einer gewissen traurigen Berechtigung dem deutschen Charakter hinzuzählen will. Es ist allbekannt, wie im sechzehnten Jahrhundert die Mitglieder dieses Hauses darauf hinarbeiteten, die französische Krone an ihr Geschlecht zu bringen und wie sie gleichzeitig die eigentlichen Vorkämpfer der Hugenottenabwehr, überhaupt der schärfsten katholischen Reaktion in ganz Europa waren. Sie waren es, die eine Art privater Nebenregierung in Frankreich aufrichteten und durch die vielfältigen Fäden, die sie spannen und bei sich vereinigten, nach Möglichkeit den alten politischen Gegensatz des französischen Königtums zu dem Hause Habsburg in Österreich und Spanien zu überbrücken suchten, um aus der geschlossenen Vereinigung der Höfe von Madrid, Wien, Paris und des Papsttums ein großes internationales System der katholischen Tendenzen herzustellen, welches der Bestimmung dienen sollte, nacheinander die Völker und Dynastien Europas, in erster Reihe aber England, sei es durch kluge Politik oder durch Gewalt, in den Gehorsam gegen die alte Kirche zurückzubringen. Maria von Guise, die Gemahlin Jakobs V. und schottische Königin, war die Tochter Claudes von Guise, durch den die

Familie sich von dem lotringischen Hause abzweigt. Somit war sie die Schwester Karls, des Kardinals „von Lotringen", wie er genannt wurde (geb. 1524, gest. 1574). Seiner wird noch oft als des Mannes zu gedenken sein, der alle Gedanken und Maßregeln der Maria Stuart in ihren jüngeren Jahren unbeschränkt geleitet und, wie es nach den Wirren von Marias schottischen Erlebnissen wieder deutlicher hervortritt, überhaupt ihren Lebensinhalt, ihr Lebensziel in sie gepflanzt hat. Ein weiterer Bruder der älteren Maria und des Kardinals war Franz von Guise (1519—1563), der berühmte Heerführer Frankreichs gegen Karl V. und gegen England, der sich mit dem Kardinal in fanatischem Haß des Protestantismus und in dem Feuereifer der universal-reaktionären Pläne vereinigte. Er und sein Sohn Heinrich (1550—1588) waren die Träger der Hoffnungen auf den französischen Thron, die sich ihnen trotz des raschen Dahinsinkens der Valois nicht erfüllen sollten; die letzte Tat des letzten Valois, Heinrichs III., war, daß er 1588 Heinrich Guise ermorden ließ und damit der gebieterischen Nebenherrschaft dieses Hauses im selben Augenblick ein Ende machte, als es dem legitimen Nachfolger, dem Bourbon, das Erbe zu entwinden gedachte. Das geschah ein Jahr, nachdem Maria Stuart den Kampf für das internationale Ziel der Guise, dem auch ihre positiven Lebensideen gehörten, mit dem Tode auf dem englischen Schafott bezahlt hatte.

Am 7. Dezember 1542 wurde Maria Stuart als einziges legitimes Kind Jakobs V. von Schottland und der Maria Guise geboren. Auf Schloß Linlithgow, welches eine kleine Strecke landeinwärts von Edinburg auf dem Wege nach Glasgow liegt. An jener tiefen Senke zwischen den beiden Hauptgebirgen, welche Schottland geographisch in zwei Teile zerlegt und, da sie von Meer zu Meere reicht, mit einer Art von Notwendigkeit an ihren Endpunkten östlich und westlich die beiden wichtigsten Städte des Landes hat entstehen lassen müssen. Der Name des Schlosses muß Lin l i t h gow ausgesprochen werden, mit dem Ton auf der zweiten Silbe, da Lin nur eine Vorsilbe ist, welche in der angelsächsisch-schottischen Mundart so viel wie little, klein, bedeutet. Das an sich ältere Schloß war nicht lange vorher von Jakob V. erweitert und ausgebaut worden. König Jakob oder James war in seinen guten Tagen ein ritterlicher und freudiger Herr und ist als solcher der unter dem Namen des Ritter Fitzjames auftretende Held der Walter-Scottschen „Dame vom See". Er hatte den widerspenstigen Adel kraftvoll niedergehalten und alle Douglas, da diese große Familie seit lange die Führung gegen die Krone übernommen hatte, bei Todesstrafe verbannt. Zugleich versäumte er die Mittel nicht, die die Zeit kannte, um den durch Autorität gedemütigten Adel wiederum durch höfische Veranstaltungen und Auszeichnungen in das Interesse der Monarchie zu



Maria von Lothringen, Mutter der Maria Stuart.
Gemälde eines unbekannten Meisters in der National-Porträt-Galerie in London.

ziehen. Zu solchen Mitteln gehörten vor allem die weltlichen Ordenstiftungen, welche damals noch den Sinn hatten, richtige Gesellschaften von auserwählten Rittern zu bilden. Hier auf seinem Schloß Linlithgow organisierte Jakob den schottischen Distelorden, der diese Pflanze zu dem poetischen Wahrzeichen des Landes gemacht hat; die in derlei Dingen immer sehr unbekümmerte Tradition hat natürlich bald genug den berühmten Orden zurückdatiert in Frühzeiten der Landesgeschichte, die weder von Lehnsrittern noch von ritterlich-christlichen Brüderschaften schon die geringste Ahnung hatten haben können. So hat Schloß Linlithgow, das seine Schönheit in der nach innen gewandten Hofanlage entfaltet, während das Äußere von dem Befestigungzweck beherrscht blieb, seinen großen Namen in der schottischen Romantik, und Walter Scott singt von ihm und seinem Park:

Schottland hat Schlösser, Hof und Hall'
Und Burgen und Paläste,
Linlithgow aber schlägt sie all
Und ist das schönste, beste;
Ei, wenn im Mai die Knospe springt,
Wie lustig da die Amsel singt
In Garten, Park und Wald,
Der Hänfling zwitschert in der Näh,
Das Wasserhuhn taucht in den See — —
Seh ich dich wieder bald!

Ich habe die Übersetzung Theodor Fontanes benutzt, in seinem Buche Jenseit des Tweed (1860), welches zusammen mit einem älteren Werke über

London von der Verlagsbuchhandlung F. Fontane & Co. in Berlin im Jahre 1900 unter dem gemeinsamen Titel „Aus England und Schottland“ neu herausgegeben worden ist. Es sind reizvolle Blätter aus jüngeren Wandertagen Fontanes, denselben, welche ihm den Anlaß zu seinen schönen englisch-schottischen Balladendichtungen gegeben haben, die in aller Munde sind und wovon nicht wenige an die Kraft und den Adel des Strachwitzschen Vorbildes nahezu heranreichen.

Aber nicht in erster Linie an Maria Stuart, deren Wiege zu Linlithgow stand, knüpfen sich die Erinnerungen dieses schicksalsreichen Schlosses. Sondern an ihre Großmutter Margarete, die Mutter Jakobs V. und Schwester Heinrichs VIII. von England, somit an diejenige Frau, welcher Maria Stuart ihren Thronanspruch auf England verdankte. Margarete Tudor war die Gattin Jakobs IV. (1488—1513) geworden, der aber durch die politischen Verhältnisse mit seinem Schwager von England entzweit ward und sich mit Frankreich gegen ihn vereinigte. Vergeblich hatte Margarete, so erzählt die Überlieferung, voll banger Ahnung zwischen Bruder und Gemahl geteilt, den letzteren beschworen, Frieden zu suchen; in der Nähe von Linlithgow sammelte Jakob IV. sein Heer und zog dem Feinde entgegen. Vom Turm sah Margarete zu, als der eisenblitzende Zug des schottischen Heeres, der König und seine Lairds voran, in dem welligen Gelände unter dem Schloßhügel sich entfaltete—

wenig später, da lagen, am 9. September 1513 von den Engländern unter Graf Surrey besiegt, bei Flodden an der Grenze Northumberlands der König Jakob und seine besten Streiter auf der Walstatt erschlagen. Es ist der blutig verhängnisvolle Tag, der zwar keine Landabtretung oder die ausgesprochene Erneuerung der mittelalterlichen Oberherrlichkeiten Englands brachte, aber den Rang Schottlands gegenüber dem Nachbarreiche dauernd herabdrückte oder es andernfalls, soweit es sich der tatsächlichen Oberhand Englands wieder zu entziehen suchte, in eine verderbliche Abhängigkeit von Frankreich zwang. Die freie Selbstbestimmung Schottlands in den größeren Gegensätzen des westlichen Europa ward zu Flodden-Field zu Grabe getragen, und den Sterbegesang Schottlands hat man deshalb wohl das Lied genannt, welches dieser Schlacht gedenkt:

Dahin unsre Kränze! wir zogen zur Grenze,
Wo Englands Banner im Winde geweht,
Unsre Blumen vom Walde, sie ruhn auf der Halde,
Die Blüte des Landes ist abgemäht!

Dieses Abschieds Erinnerung, dieses letzten Tages, wo Königin Margarete ihren Gemahl sah, bewahrt Linlithgow vor allen, und dem kleinen Gemach im hohen Turm, von wo sie dem Heere nachgeschaut haben soll, ist der volkstümliche Name Queen Margrets bower geblieben. —

Sieben Tage war Margaretes Enkelin Maria, die Tochter Jakobs V., alt, als dessen Tod im Schlosse Falkland sie zur Königin von Schott-

land machte. In denkbar unglücklichster Lage der Krongewalt. Der dem tapferen und energischen König grollende Adel, den vielfach schon die Hinneigung zur Reformation der Krone noch auf neue Art entfremdete, hatte Jakob auf dem Schlachtfelde von Solway Moß in Stich gelassen, als er versuchte, ob er das Kriegsglück gegen England günstiger als einst sein Vater finde. Die Übermacht Englands stand damit nur neu befestigt, und im Innern herrschte eine Verwirrung, die einer völligen Auflösung des monarchischen Gehorsams gleich sah. Nun handelte es sich darum, eine Regentschaft einzusetzen, und nach dem Willen des Adels, der sich als Sieger fühlte, wählte man den Grafen James Arran aus der Familie Hamilton. Er war, durch seine Abkunft von der ältesten Tochter König Jakobs II., mit dem Königshause vervettert, war der nächstberufene Thronerbe nach dem Aussterben der männlichen Stuartlinie, die auf den beiden Augen der kleinen Maria Stuart stand, aber nicht deswegen ward er erhoben, sondern vor allen Dingen, weil er als lässiger und willenschwacher Herr den verschiedenen Parteigruppen bequem war. Der Adel dachte von ihm möglichst wenig behindert zu werden, weniger als durch eine Regentschaft der Maria Guise, und vielmehr selber durch ihn die Entscheidungen der Regierung zu treffen. Indessen es kam anders: derjenige, welcher eine solche ausübende Gewalt über den Kopf des schwachen Regenten hinweg

erlangte, war der Kardinal-Primas von Schottland, Erzbischof von St. Andrews, David Beaton. Wir müssen aus Anlaß seiner Person die letzten Vorgänge noch etwas ausführlicher überschauen.

Beaton hatte aus seiner Studienzeit alte Beziehungen nach Frankreich und hatte auch die Vermählung Jakobs V. mit Maria von Guise verhandelt, was ihm von seiten des hoch erfreuten Papsttums den Kardinalshut eintrug. Denn auch in Schottland hatten sich, wie gesagt, die protestantischen Bewegungen geregt, welche mehr oder minder alle Nationen des römisch-abendländischen Europa ergriffen. In der Besorgnis, die das Papsttum wegen Schottland, ja sogar wegen Frankreichs hegen mußte, wo das Hugenottentum rasch zur großen selbständigen Macht wurde, war es ein großer und vielverheißender Gewinn, daß die Tochter des zuverlässigen guisischen Hauses auf Schottland Einfluß gewann und darüber hinaus, daß das Aufstreben der Guise zu den europäischen Kronen sich zu realisieren begann. Im Verein mit Maria, der neuen Königin, war es Beaton denn auch gelungen, die Regierung Jakobs V. im Dienste der alten Kirche festzuhalten. Freilich wurde eben damit der König verhindert, durch Entgegenkommen an die Reformation sich erstlich ein auf Übereinstimmung beruhendes Verhältnis zu dem Adel zu begründen und zweitens, in derberer Weise, seine königliche Macht durch Einleitung einer Säkularisation, wie sie allerorten die neuen protestan-

tischen Regierungen vornahmen, einer Einziehung des Gutes der „toten Hand“, der Kirche, zu verstärken, sich materiell unabhängig zu machen. Eben die katholische Tendenz seiner Gattin und das entsprechende Interesse Frankreichs hatten Jakob in jenen Konflikt mit dem starken, selbstischen Reformator Englands, König Heinrich VIII., geführt, woraus es 1542 zu dem erwähnten unglücklichen Kriege kam. Und eben der nach allen Seiten verderbliche Ausgang des Unternehmens führte jene seelische Lähmung und Verdüsterung Jakobs V. herbei, von welcher schon mehrfach die Rede war. Oder vielmehr Jakobs Unglück mußte, wie wohl richtiger zu sagen ist, dem in die pathologischen Dinge noch wenig eindringenden Denken der Zeit als der ursächliche Anlaß seiner Krankheit und seines Todes erscheinen. England nutzte übrigens auch diesmal die Lage nicht im Sinne eines erobernden Vorgehens aus, welches voraussichtlich die Schotten wieder geeinigt haben würde. Dem König Heinrich VIII. war vielmehr, als nun König Jakob V. so rasch nach seiner Niederlage starb, daran gelegen, während einer Regentschaft, die nicht Maria Guise führte, in Schottland die Reformation sich vollenden zu sehen, und gleichzeitig daran, durch eine Heiratsverbindung das Nachbarreich auf friedlichem Wege dauernd an England zu ketten. Zu dem Zweck entließ er die vielen schottischen Edelleute, die teils gefangen worden waren, teils als evangelische Glaubens-

flüchtlinge sich in England aufhielten, schleunigst in ihre Heimat, damit sie im Sinne der evangelischen und der englischen Propaganda wirken könnten. Anfänglich schien es auch, als ob diese Voraussetzungen und Absichten Erfolg haben würden. Arran, den der Adel zum Regenten erhob, neigte zur Reformation; die Gegenansprüche auf die Regentschaft, welche Beaton auf Grund einer angeblichen testamentarischen Verfügung Jakobs V. erhob, wies das Parlament ab und ließ den intrigierenden Kardinal im Laufe der Ereignisse sogar verhaften. Um so heftiger war sowohl bei dem Adel, wie in England die Enttäuschung, als der gewandte Priester sich dennoch wieder aufrang und Schritt für Schritt den reformationsfreundlichen Grafen Arran in dieselbe geistige Vormundschaft zog, die er über Jakob V. geübt hatte.

In jenen ersten Zeiten der durch ihn selber geförderten Regentschaft war es Heinrich VIII. leicht gelungen, eine Eheverabredung zwischen seinem jungen Sohne, dem künftigen König Eduard VI. von England, und der in der Wiege liegenden kleinen Königin von Schottland, Maria Stuart, herbeizuführen. Aber dieser Ehevertrag, obwohl er damals die rasche Bestätigung des schottischen Parlaments erlangte, konnte dennoch im Lande wenig populär sein, weil auch für die zur Reformation Hinneigenden der alte Engländerhaß überwog, und namentlich wegen der Forderungen, die der voreilige König hinzufügte:

englische Aufsicht über die Erziehung der jungen Königin und englische Besetzung der festen Plätze, welche die Straßen Schottlands beherrschten. So konnte Beaton, nachdem er wieder zur Macht gelangt war, es wagen, die Wiederaufhebung des Ehevertrages durch die schottische Regierung zu veranlassen. Und als Heinrich VIII. darauf mit Truppen einrückte, fand er in der Tat die Schotten gegen sich einig; bei Ancram-Moor wiesen sie unter Arrans militärischer Führung die „unhöfliche Brautwerbung" mit den Waffen zurück.

Aber im Siegesgefühl seiner wiedererworbenen Stellung und seines Erfolges gegen den protestantischen Nachbarkönig überspannte Beaton seine Macht, wie er sie nun im Innern fühlen ließ. Seine schonungslose Härte und Grausamkeit gegen die reformiert Gesinnten, die Hinrichtung ihres Führers, des Predigers Georg Wishart, eines redlichen und feurigen Mannes, den er 1546 verbrennen ließ, überhaupt die absolutistische Gewalt eines Priesters, während Schottland eine solche schon von seinen tapferen Königen niemals ertragen hatte, überbrückten die Gegensätze, welche sonst zwischen den bürgerlichen Anhängern der evangelischen Lehre und den selbstischen Adelskreisen bestanden. Denn letzteren, soweit sie der Kirchenreform zuneigten, war mehr oder minder doch auch dies ein äußerlicher Kampfpunkt gegen die Krone und ein Mittel zur Erreichung weltlicher Vorteile auf

Kosten der alten Kirche, während die reformatorischen Richtungen im Bürgertum selbstloser und reiner der Sache galten. Es bildete sich eine umfassende Verschwörung gegen Beaton, und noch im Jahre 1546 wurde den unzähligen Mordtaten der schottischen Geschichte die neue hinzugefügt, daß man den Kardinal-Erzbischof in seinem Schlosse zu St. Andrews erwürgte und den Leichnam an den Zinnen aufhing. In demselben Schlosse als einer Festung verteidigten sich die Vollstrecker des Mordes dann wochenlang gegen alle Gewaltangriffe, bis es ihnen gelang, zu entkommen.

Mit ihnen war, als Prediger der Eingeschlossenen, John Knox gewesen, der Schüler und Freund des Georg Wishart. Er befand sich unter denen, welche aus St. Andrews nach Frankreich flüchteten, hier aber gefangen genommen wurden. Nach zweijähriger harter Galeerenzeit zu Rouen entkam er nach England, wo er einige Jahre als evangelischer Prediger im Amte war, dann ging er, als in England Maria die Katholische den Thron bestieg — die bloody Mary, wie die englische Geschichte sie nennt —, nach Genf, wo er in engste Beziehung zu Calvin trat und sich nun vollends mit der nüchtern harten Konsequenz und gebietenden Strenge des Führers der reformierten Kirche erfüllte.

Inzwischen war Heinrich VIII. von England im Jahre 1547 gestorben, der Mann, der in all seiner heftigen Willkür und blutigen Rasch-

heit, die unsere Zeit erschauern macht, doch das Andenken eines für Englands Größe grundlegenden Königs und einer der bedeutendsten und anerkanntesten, ja populärsten Gestalten auf dem englischen Throne hinterlassen hat. Ihm folgte sein vorhin erwähnter Sohn Eduard VI., ein kränkelnder Knabe, unter der Vormundschaft seines mütterlichen Oheims, des Lords Eduard Seymour, Herzogs von Somerset. Dieser erneute die Versuche, die Wiederverlobung des jungen Königs mit Maria Stuart zu erzwingen. Wieder sah der fremde englische Angriff die Schotten trotz aller inneren Zerspaltenheit in geschlossener Abwehr, auch die Hochländer kamen von ihren Bergen herab, als Graf Arran zu ihnen hinaufsandte und das alte schottische Kriegszeichen, das nächtliche feurige Kreuz, in den Clanbezirken entflammte. Zwar siegten die Engländer bei Schloß Pinkey, aber die Schwierigkeiten, mit denen Somerset in England zu tun hatte und denen er 1549 unterlag, riefen ihn verfrüht zurück. Unterdessen hatte sich Maria von Guise, die königliche Witwe, an Frankreich gewandt und Unterstützung durch französische Truppen erlangt. 1550 kam es zum vorläufigen Friedenschluß, durch welchen die englische Regierung die Verlobung abermals aufgab.

Der Mann, welcher Somerset zu Fall brachte und ihn schließlich hinrichten ließ, war der Graf von Warwick, Herzog von Northumberland. Er war es auch, der den siechen jungen König

überredete, seine Schwestern Maria und Elisabeth von der Thronfolge auszuschließen und zur Nachfolgerin in der Krone eine Seitenverwandte der Tudors zu verkünden, Johanna Gray, eine Großnichte Heinrichs VIII., mit welcher Northumberland nun einen seiner Söhne vermählte. Ein Vorgang, der für die Geschichte der Maria Stuart entscheidend ist, insofern als er amtlich das Erbrecht der Elisabeth auf den Thron von England für ungültig erklärte, womit es dauernd das Wesen behielt, nicht zweifelsfrei zu sein. Jene Ausschließung der Töchter Heinrichs VIII. erfolgte unter der Begründung, daß Maria die Tochter der Katharina von Aragonien war, deren Ehe mit Heinrich für ungültig erklärt worden, und Elisabeth die Tochter einer Frau, welche Heinrich wegen ehelicher Schuld hatte hinrichten lassen. Heinrich hatte das schöne Hoffräulein Anna Boleyn geheiratet, ehe die Scheidung von Katharina durchgeführt war; er konnte jene Scheidung seiner Ehe — oder richtiger Ungültigerklärung, welche das katholische Kirchenrecht den umfassenden Machtbefugnissen des römischen Stuhls vorbehielt — damals von Rom nicht erlangen; sie wurde endlich, im Zusammenhang mit Heinrichs Lösung von Rom, von einem englischen Spezialgerichtshof ausgesprochen, dessen Rechtszuständigkeit von seiten der katholischen Auffassung niemals anerkannt wurde. Nach dieser Auffassung war somit Elisabeth die Tochter einer überhaupt nicht zu Recht bestehenden Ehe,

das illegitime Kind eines Bigamieverhältnisses. Und obendrein ward sie durch die Anklage des Ehebruchs bemakelt, unter welcher Heinrich ihre Mutter, die oberflächliche und kokette Anna Boleyn, auf das Schafott geschickt hatte, deren Hofdamentugend allerdings nur den relativen Wert gehabt hatte, ihr den verliebten König zum Gemahl zu gewinnen.

Indessen Northumberlands Pläne, durch Ausnutzung der verwickelten Thronkontroversen seinem eigenen Hause die Krone von England zu gewinnen, mißlangen. Trotz aller berechtigten Besorgnisse vor der fanatisch katholischen Maria duldete die redliche öffentliche Meinung Englands einen so künstlich begründeten Bruch bestehender Rechtsanschauungen doch nicht und führte, als Eduard VI. 1553 starb, Maria auf den Thron, welche nun die Reihe ihrer Hinrichtungen mit derjenigen Northumberlands begann und im nächsten Jahre auch den Kerker der Johanna Gray nur auftat, um das junge siebzehnjährige Opfer fremden Ehrgeizes denselben Weg schreiten zu lassen. So folgen die Jahre dieses Schreckensregimentes der „blutigen Maria“, dem man allein 277 Verbrennungen, darunter von Frauen und jungen Kindern, nachgerechnet hat, um von den übrigen Formen der Verfolgung und des Martyriums, welche über die Ketzer verhängt wurden, gar nicht zu reden. Aber 1558 starb Maria, und nun bestieg ihre Stiefschwester Elisabeth als letzte Tudor aus dem Mannesstamme den Thron.

Mit treffenden Worten hat Friedrich Schiller ihre Jugend gekennzeichnet:

> Dir war das Unglück eine strenge Schule.
> Nicht seine Freudenseiten kehrte dir
> Das Leben zu. Du sahest keinen Thron
> Von ferne, nur das Grab zu deinen Füßen.

Wie eine Verstoßene war Elisabeth fern vom Hofe aufgewachsen; anstatt Schmeichelei und Gunsthascherei haben Härte und Lieblosigkeit ihrer Umgebung, Sorge ums Leben, unablässiger Zwang zur Vorsicht, zur verbergenden Lüge ihre Entwicklung bestimmt. Königin Maria hielt die des Protestantismus verdächtige Schwester in einer Art von Gefangenschaft zu Woodstock, später auf dem Landgute Hatfield. Aber schon dort ist Elisabeth der kluge Mann näher getreten, der ihr Berater bleiben sollte und dessen staatsmännische Persönlichkeit uns Schiller durch die dramatisch popularisierende Zuspitzung seiner sachlichen Unerbittlichkeit so nahe gerückt hat, Wilhelm Cecil, der spätere Lord Burleigh und Großschatzmeister, d. h. erste Minister ihres Reiches. Erst als Maria gestorben war, wurde Elisabeths Thronrecht über die Zweifel gehoben, ihr Handeln frei. Das erlöst aufatmende England begrüßte sie einhellig als Königin, und selbst aus der Mitte des katholisch-internationalen Gegensatzes gegen England konnte man sich der Anerkennung dieses durch seine Volkstümlichkeit so wohl fundierten neuen Königtums nicht entziehen. Für Philipp II. von Spanien, den maßgebendsten

Monarchen innerhalb der katholischen Mächte, mußte ihre Thronfolge sogar willkommen sein, da sie vereitelte, daß das politisch mit Habsburg rivalisierende Frankreich durch die Person seiner Kandidatin, der Maria Stuart, nun auch England, wie bisher schon Schottland, in Abhängigkeit zog, während England, politisch betrachtet, bisher dem habsburgischen System näher gestanden hatte und dies Verhältnis auch in dem formellen Ehebunde Philipps II. und Marias der Katholischen seinen Ausdruck gefunden hatte. Philipp ist daher aktiv für Elisabeth eingetreten und hat nunmehr auch ihr seine Hand angetragen. So hat sich der von Seite der internationalen Lage nicht gefahrlose Regierungsantritt der Elisabeth doch ohne gewaltsame Störungen und Kriegswirren vollzogen, durch das Hauptverdienst der großen Vorsicht, welche Elisabeth selber, indem sie ihr Bekenntnis zum Protestantismus unzweifelhaft darzutun vermied, walten ließ. Nichtsdestoweniger blieb der Widerspruch Frankreichs bestehen, welcher Elisabeth als illegitim behandelte und als Erbin des erledigten Tudor-Thrones die nächstberufene Urenkelin Heinrichs VII., die Enkelin jener oben erwähnten Margarete und Jakobs IV., verkündete, also Maria Stuart, dementsprechend man die junge Königin von Schottland auch veranlaßte, unter ihren Titeln den einer Königin von England und Irland amtlich zu führen.

* * *

Damit haben wir uns den Weg durch die umgebenden politischen Tatsächlichkeiten gebahnt, unter deren Zeichen die Kindheit und das Leben der Heldin dieses Buches stehen, und können uns nunmehr endlich ihren persönlichen Geschicken zuwenden, nachdem wir sie auf Schloß Linlithgow verlassen haben. Von dort ließ die Mutter die kleine Königin, die im Alter von dreiviertel Jahren feierlich gekrönt wurde, in das Schloß Stirling bringen. Hier hat Maria Stuart die ersten sechs Lebensjahre mit ihren Gespielinnen verbracht, den „vier Marien", die man aus den Kindern des schottischen Adels ausgewählt hatte. Schloß Stirling liegt im tiefsten Innenwinkel des Firth of Forth, an dessen Ausmündung ins Meer Edinburg liegt mit seiner Hafenstadt Leith. Das berühmte schottische Königschloß liegt also an der Stelle, wo sich Schottland geographisch am meisten verengt und wo ein dort erbautes Kastell die Zugänge von und nach dem nördlichen Hochland militärisch beherrschen konnte. Es ist dieselbe schmale Taille des großbritannischen Festlandes, die auch die Römer bestimmt hatte, an dieser Stelle den Limes ihrer Provinz Britannia anzulegen; man sieht bei Stirling noch die Spuren des großartigen Bollwerks, welches das Weltreich als Wahrzeichen seiner Hoheitsgrenze und ihres Schutzes aufgerichtet hatte. Auch die schottische Königsburg, welche an dieser Stelle, auf steilem Hügel gelegen, den Zugang zu der Hauptstadt und zum Norden deckte, war von alters

mächtig befestigt. Wiederum Jakob V. hatte innerhalb der bunt zusammengewürfelten alten Anlagen das königliche Schloß neu erbaut und einen weitläufigen Park in die Mauer einbezogen. Es ist unmöglich, daß das Königskind, welches hier aufwuchs, seine junge Seele nicht unbewußt erfüllt haben sollte mit der Schönheit der Landschaft, in die es hinausblickte und die, wenn nicht die eindrucksvollste von Schottland, so doch in ihrer stillen Weite und Mannigfaltigkeit eine der anziehendsten ist. Wie ein großer Fluß, aber mit dem Salzgehalt und der Reinheit der See, windet sich nach Osten zu der Meerarm des Forth durch das niedrige, waldige Land und täuscht dem nachfolgenden Blick eine Anzahl von duftig hintereinander gelagerten Halbinseln vor; gegen Westen liegt die Talebene von Menteith, einst ein Teil des großen Caledonischen Waldes, der die Phantasie der Römer beschäftigte, heute schöne Ackerfelder, und über sie hinweg schließen den Blick die dunklen Berge des Hochlandes, an deren Kuppen die Abendsonne versinkt. Und mit der seelenweitenden Schönheit dieser an das Meer gelehnten amphitheatralischen Landschaft verbinden sich bedeutungsvolle Erinnerungen der schottischen Geschichte, soweit sie aus dem wechselvollen Reichtum von Sieg und Niederlage ihrer Könige besteht. Vierzehn Schlachtfelder liegen im weiten Bogen um Stirling her, darunter südöstlich Sauchieburn, wo Jakob III. unglücklich gegen seine Untertanen kämpfte, und weiter im

Süden Bannockburn, dessen Name den höchsten Ruhmestitel aus den Unabhängigkeitskriegen gegen England trägt. Unmittelbar neben dem Burgberg von Stirling erhebt sich die kleinere Bergkuppe des Mole Hill; sie trug den Richtplatz, der manches stolze Adelshaupt vom Hieb des königlichen Scharfrichters zu Boden rollen sah, auch sie ein Wahrzeichen der Geschichte dieses Landes und ihres endlosen inneren Widerstreites, der sich mit den vaterländischen Kämpfen gegen das lüsterne England ergänzt. Und im Schlosse Stirling selber, im eigenen Hause, stieß im Jahre 1452 König Jakob II. dem Lord Wilhelm Douglas, dessen Haus in Freundschaft und Haß der Könige zu den ruhmvollsten des Landes gehörte, mit den Worten „wenn nichts helfen will, so helfe dies", den Dolch in das Herz und seine Diener warfen den Getöteten zum Fenster in den Schloßgraben hinaus.

Aber auch dieses feste Schloß, die gewohnte und wichtigste Stuartresidenz außerhalb Edinburgs, schien der Königinmutter nicht genügend die Sicherheit der jungen Königin zu verbürgen, als Somerset die erwähnten Versuche erneute, das gekrönte Kind von Schottland gewaltsam an die Pläne Englands zu ketten. Nach jenem unglücklichen Treffen von Pinkey-Castle flüchtete sie ihre Tochter in das Klösterchen, welches als einzige Siedlung auf der stillen Insel im See von Menteith liegt und wo sie hoffen konnte, daß Maria unentdeckt bleiben werde. Zugleich

betrieb sie endgültig den Plan, der ihr für die Zukunft ihrer Tochter und das Interesse des guisischen Hauses gleich sehr am Herzen lag, nämlich Maria mit dem französischen Dauphin Franz, dem Sohne Heinrichs II., zu verloben und sie schon jetzt in den Schutz ihres künftigen Schwiegervaters nach Frankreich zu bringen. Die Umstände waren diesen Absichten günstig. Der schottische Adel war sehr zufrieden damit; ihm wurde die verbreitete Hinneigung zur Reformation weit überwogen durch die Besorgnis, daß England zum Ziele kommen und dann durch dessen strafferes Regiment der Willkür und den nutzbaren Einflüssen des Adels auf die königliche Regierung von Edinburg ein Ende gemacht werden könnte. Daher hieß das Parlament die altgewohnte politische Verbindung mit Frankreich auch in der Form dieses weittragenden Ehebündnisses willkommen. Auch von Frankreich her, wo die Guise mit der klugen Florentinerin Katharina von Medici – der ihrem Gatten weit überlegenen Gemahlin Heinrichs II. – teils um die Herrschaft rangen, teils sich mit ihr wiederum in den katholischen Interessen zusammenfanden, kam man dem Plane lebhaft entgegen. Eine große Flotte von französischen Galeeren – d. h. schnellen, stark bemannten Ruderschiffen, welche unabhängiger vom Winde waren und insofern unseren Dampfern entsprechen – wurde ausgesandt und landete im Clyde an der westlichen schottischen Küste. Maria war für diesen

Zeitpunkt in das feste Schloß Dumbarton gebracht worden, welches draußen vor Glasgow am schottischen Firth of Clyde gelegen ist; hier begrüßte Frankreichs Gesandter, der Graf von Brezé, die kleine Königin von Schottland und holte sie nebst den vier Marien und sonstigem Gefolge auf die Flotte ab. Am 13. August 1548 betrat Maria Stuart im Hafen von Brest den Boden Frankreichs, der ihr wie zur eigeneren Heimat werden sollte, und wurde in glänzendem Aufzuge nach St. Germain-en-Laye geleitet, wo Heinrich II. im Sommer Hof hielt. Nach den Zeremonien ihres Empfanges als befreundete Monarchin und künftige Dauphine wurde die sechsjährige Braut einem Kloster übergeben, um in der üblichen Weise der französischen Prinzessinnen und Töchter des Adels aufgezogen zu werden. Ihr Oheim, der Kardinal von Lothringen, war der obere Leiter dieser Erziehung, welche in allem das Ziel nicht nur verfolgte, sondern auch erreichte, die junge Königin zu einem unbedingten und wohlgeeigneten Werkzeuge der französischen Zwecke und insonderheit derer des Hauses Guise zu machen.

Aus diesen Erziehungsjahren haben wir zum sehr beträchtlichen Teil den Charakter zu begreifen, der sich in dem aus Schottland nach Frankreich verpflanzten jungen Mädchen entwickelt hat und der auch in dem geschichtlichen Handeln der regierenden Königin hervortritt.

Maria war, um zunächst auf elterliche Mit-

giften zu deuten, eines ritterlichen, tapferen und tüchtig bestrebten, aber nicht ausdauernden, im letzten Grunde seinem Schicksal nicht gewachsenen Mannes Kind und einer klugen, ehrgeizigen, tendenzbefangenen Frau. Sie war reich begabt, von früher Grazie und gewinnender Schönheit mit ihren hellbraunen Augen und ihrem blonden Haar; wenn schon ihre Mutter in erhaltenen Gemälden als ganz anmutige Frau erscheint, so zeigen doch die Züge der Tochter einen verfeinerten und edleren Schnitt. Die keltische oder schottische leichte Impulsivität, welche längst zu einer Eigenschaft ihrer Familie geworden war, tritt uns unverkennbar entgegen in Maria Stuarts starkem und leidenschaftlichem Empfindungsleben, dem sie in entscheidenden Momenten ihres Königtums mehr Gewalt über sich verstattet hat, als einer Gewöhnung geordneten Denkens und zügelnder Willensübung. Dem gleichen Zuge ihres Naturells entsprechen ihre heiße Liebe zu Tanz und Musik nebst ihrer lyrischen Begabung, Eigenschaften, welche ja alle in dem freien Vorwalten eines ausgeprägten Gefühlslebens beruhen, oder die Lust, womit sie wie ein Junge schwamm und ritt und jagte und sich allen Übungen widmete, welche der Ausbildung und den anmutigen Fähigkeiten des Körpers zu dienen bestimmt waren. Aus solchen Anlagen erwuchsen in der unbeengten Romantik des ländlichen Lebens ihrer Heimat die kecken und starkwilligen Erscheinungen des historischen Schottentums mit ihrer phantasievollen

Sinnlichkeit, ihrem selbstischen Trotz, aber auch ihrer frohmütigen Gesundheit, ihrer Poesie, ihrem empfindlichen Ehrgefühl, ihrer unbesinnlichen Gefolgschaft für Verhältnisse und Personen und mit ihrer starken Aufrichtigkeit, welche ebenso unerschrocken, wie sie in die Schlacht stürzte, auch für jede andere Lebensgefahr nur das stolze Lächeln des Wagemuts hatte. Marias Verbringung nach Frankreich und in die französische Erziehung bedeutet die Einfügung in ein tendenziöses System, wovon man in ihrer Heimat nichts wußte. Indessen in eine Systematik, welche mit ungefähr gerade denselben Eigenschaften rechnete, wie sie dem Kinde Jakobs V. und der Maria Guise in die Wiege gelegt worden waren.

Die Atmosphäre des Hofes der Valois war die galante Leichtlebigkeit, gemildert – aber auch mitverursacht – durch Bigotterie und durch die Degeneration, der dieses Haus im sechzehnten Jahrhundert so erschreckend rasch anheimfiel. Zwar macht bis auf den heutigen Tag der Hof Ludwigs XIV., um 100 Jahre später, viel mehr von sich reden, doch nur deswegen, weil er seiner Art für anderthalb Jahrhunderte das Fürstentum des ganzen Europa erobert und Frankreich zur führenden Nation in allen Dingen des Geschmacks und des bewegten Lebens gemacht hat. Trotz allem, was sich der kulturgeschichtlichen Betrachtung mit den Namen seiner Montespans oder Maintenons verbindet, behält dieser jüngere Hof einen Vorsprung der psychischen Ge-

sundheit und Überlegenheit, ja sogar noch der Moral – insofern als er seine Durchbrechungen des Sittengesetzes wenigstens begrenzte und ordnete, sie als Ausfluß der persönlichen königlichen Souveränität systematisierte – gegenüber der inneren Unkraft, die über dem Valesenhofe liegt, gegenüber der in das Innerste hinein verlogenen Oberflächlichkeit, die sich hier mit einer abhängigen und schwülen Frömmelei verband. Denn was der Katholizismus dieses Hofes für Frömmigkeit hielt und was sein leitender Klerus züchtete, war weit weniger diejenige Überwindung zur Sittlichkeit, die aus dem innersten Kern des Christentums erfordert wird, als vielmehr Devotion. Nicht um Ausbildung zu gefestigter Lebensanschauung, nicht um Erziehung zur Ethik, sondern zur Kirchlichkeit handelte es sich; die echtere Religiosität ward bequemlich ersetzt von veräußerlichter Anlehnung an den Kultus und den Beichtstuhl. Und von ausgedehnter priesterlicher Herrschaft über die Seelen, welche durch das Eindringen des geistlichen Beraters in jegliches Geheimnis, durch die reichliche Gelegenheit zur Gewissensberuhigung, zur Lossprechung und namentlich zu jeder Form von Frauenintimität des Klerikers erhalten und beständig verstärkt wurde. In solcher narkotisierenden Seelengewöhnung wurzelt die korrelate Vermengung von Leichtherzigkeit und kirchlicher Obedienz, welche uns an diesem französischen Hofe, aber auch in anderen Jahrhunderten überall dort, wo

die inneren Verhältnisse die gleichen sind, entgegen tritt.

Es genügt, das nähere Verständnis auf diese kulturgeschichtlichen Erscheinungen nur hinzuweisen, ist aber auch unerläßlich, um die Frau, von deren Handlungen und Schicksalen wir zu sprechen haben, zu einem gewissen Teile zu entlasten durch Kennzeichnung des Milieus, aus dem sie geworden ist und durch das nicht bloß ihr leidenschaftlich-leichtblütiges Naturell, sondern auch ihr Denken und ihr ansehnlicher Verstand Formulierungen und Sicherungen empfangen haben müssen. Wer jedoch der Meinung sein sollte, daß die gemachten Andeutungen nicht jede weitgehendste Auslegung vertragen, der wird seinen guten Glauben mit Entsetzen revidieren müssen, sobald er sich näher in die Memoiren und beglaubigten Tatsachen der Zeit vertieft. Oder gar die von Jägern nach pikanten Anekdoten noch heute viel gelesenen Zeitbücher eines erprobten Haudegens und Kämpfers gegen die Hugenotten zu Rate zieht, dessen Leben diesem galanten Hofe und der Umgebung der Katharina von Medici angehört, aber der mit seinen haarsträubenden Offenherzigkeiten doch keineswegs der einzige, kritiklos hinzunehmende Berichterstatter über Verhältnisse und Lebensformen bleibt, denen er mit einer Art von angeregter wissenschaftlich-psychologischer Hingabe und jedenfalls nicht feindselig abgeneigt gegenübersteht.

Es liegt durchaus nicht im Wesen der geistlichen oder geistlich überwachten Erziehung, eine freiere weltmännische Bildung von sich auszuschließen, also ein Hinverlangen nach ihr unerfüllt zu lassen. Gerade sie hat sich fast jederzeit und mit nicht geringem Erfolge darauf verstanden, in das feingeschlossene System, in das man die anbefohlenen Laien fesselte, auch eine keineswegs minderwertige, wenn auch immer zweckbedachte Ausbildung zu Universalität und geistiger Eleganz einzubeziehen. So wurde auch Maria Stuart in allem ausgebildet, worauf die Pädagogik jener Zeit überhaupt Wert legte. Nach der noch heute nicht überwundenen Art, an die Stelle einer wirklichen Schulung zu erschließendem Denken und Selbererkennen, zu freieren geistigen Fähigkeiten Summen gegenständlicher Kenntnisse und vor allem fremde Sprachen unterzuschieben, als ob solche Selbstzweck und nicht bloß Werkzeuge wären, wurde sie im Lateinischen und Italienischen unterrichtet, also in denjenigen Sprachen, die wiederum einen unmittelbaren Hinweis auf die römische Kirche und deren Apparat enthielten. Es wird in den zeitgenössischen französischen Berichten ein gewaltiges Aufhebens von ihren Fortschritten gemacht, das wir doch zum guten Teil schon aus der freudigen Aufmerksamkeit verstehen werden, womit dort alle Augen auf die junge Königin von Schottland und Ansprecherin des englischen Thrones gerichtet waren, welche Frankreich

glücklich in seine Obhut gebracht hatte und in den Dienst seiner europäischen Größe stellen wollte. Es wird uns erzählt, wie man sie als Vierzehnjährige vor dem versammelten Hofe im Louvre, dem Pariser Königspalast, eine selbstverfaßte lateinische Rede habe halten lassen, welche einen weiblichen Cicero in ihr erkennen ließ, und überschwenglich sind vor allen Dingen auch die Poesien der jungen Schottin gefeiert worden. Sie sind französisch abgefaßt, welches, falls nicht schon in ihrer frühesten Kindheit infolge der französischen Abkunft und Neigung ihrer Mutter, jedenfalls jetzt in Frankreich diejenige Sprache wurde, die Maria Stuart zeitlebens als ihre natürliche Umgangsprache beibehalten und gewissermaßen als ihre Muttersprache betrachtet hat. Von diesen ihren Poesien geben wir späterhin als eine — im Gegensatz zu anderen — beglaubigt von ihr herrührende Probe ihre Verse auf den Tod ihres ersten Gemahls. Man wird sie fließend und gewandt, überhaupt anziehend und nicht gewöhnlich finden. Aber was uns aus ihnen, denen nebenbei gesagt die übliche Beihilfe höfischer Verskünstler nicht gefehlt haben wird, entgegentritt, ist in der Hauptsache die Übereinstimmung mit zeitgenössischen französischen Vorbildern, und die von Hause aus individuelle lyrische Veranlagung, die wir in der jungen Schottin gern voraussetzen, ja, die wir auch hier noch wieder zu erkennen glauben, erscheint im Gesamtergebnis doch recht sehr durch

den formalen und rhetorischen Drill der französischen Kunstübung abgelenkt.

Inzwischen aber stand die europäische Politik nicht still. Trotz der offenkundigen Bestimmung der jungen Maria für den französischen Thronerben wurden andere Heiratspläne in Edinburg diplomatisch angeregt und konnten nicht wohl verhindert werden, da die Regierung von Schottland einerseits souverän war, andererseits Rücksichten zu nehmen hatte. Obendrein konnte durch die raschen Erfolge der schottischen Reformation, über welche zu berichten sein wird, und den aus dem Lande auf die Regierung geübten Druck noch wieder ein Strich durch die französische Rechnung gemacht werden. So war es dem Hofe von Paris eilig, die Verbindung Marias mit dem Dauphin möglichst früh durch Vollzug der Vermählung zu sichern. 1558 kam man zu diesem Ziel. Den Abgesandten der Schotten ward die von ihnen ausbedungene Versicherung feierlich verbrieft, daß ihre Gesetze und Freiheiten, vor allem aber die völkerrechtliche Selbständigkeit Schottlands, trotz der Vermählung ihrer Königin an einen fremden Thronerben, unversehrt erhalten werden sollten; daraufhin konnte am 19. April 1558 der Ehevertrag beurkundet werden. Am 24. April wurde in Notre-Dame die Vermählung gefeiert. Sobald die priesterlichen Worte der Trauung gesprochen waren, redete die Neuvermählte den Dauphin Franz als König von Schottland an, worauf

auch jene schottischen Gesandten, welche zu der Vermählungsfeier anwesend geblieben waren und bei ihr das Parlament vertraten, dem Gatten ihrer Königin diesen Titel gaben. Amtlich wurden Franz und Maria als Roy-Dauphin und Reyne-Dauphine bezeichnet; schon in jenen Wochen wurde das Verlangen erhoben, aber vorläufig noch abgewehrt, daß auch der königliche Titel von England und Irland hinzugefügt werde, um dadurch den Anspruch öffentlich zu wahren und kund zu tun.

Während die schottischen Deputierten sich in Paris aufhielten, hat man von Seite des französischen Hofes Maria zwei geheime Urkunden unterzeichnen lassen, welche sowohl ihren rechtmäßigen Machtbefugnissen, als auch den feierlichen Verbriefungen, die sie ihren schottischen Untertanen gab, schnurstracks zuwiderliefen. In der einen dieser Urkunden vermachte sie die Herrschaft über Schottland für den Fall, daß ihre Ehe kinderlos bleiben sollte, an die Krone von Frankreich, in der zweiten übertrug sie letzterer für denselben Fall ihre Erbrechte auf England und Irland. Mit diesem Verrat an der Selbständigkeit Schottlands im Bewußtsein, der nebenbei auch eine Vergewaltigung des schottischen Thronfolgerechts der Hamiltons einschloß, hat sie den Vertretern ihres Heimatlandes in feierlicher Stunde ins Gesicht zu sehen vermocht. Aber wir glauben darum nicht, daß ihre Handlung sie allzusehr beunruhigt haben

wird; es liegt ja eben im Wesen der sie umgebenden Lebensformen, das Gewissen auszuschalten und durch eine sehr viel mechanischere Fürsorge für das innere Gleichgewicht zu ersetzen. Vielleicht haben Heinrich II. und die Herren von Guise auch ihr persönlich den Rechtsbruch dieser verheimlichten Schenkung Schottlands plausibel gemacht durch die Gegenbeweisen vorbeugende, pharisäisch liebevolle Wendung, die in die Geheimurkunde aufgenommen wurde: Maria gebe den Schotten selber zur gleichen Zeit nur deshalb die verbriefte gegenteilige Zusicherung, um nicht eine Rebellion zu veranlassen und dadurch Unglück über das von ihr so sehr geliebte Land zu bringen.

So war nun das schöne, lebensvolle, wenn auch noch kritiklos abhängige Mädchen mit seinen reifen fünfzehn Jahren Gemahlin des vierzehnjährigen Franz, der körperlich und geistig ein schwächlicher Junge aus einer dahinsinkenden Familie war und auch nichts anderes mehr geworden ist. Es hat den Anschein, als ob die junge Neuvermählte den ihr angetrauten Knaben aufrichtig geliebt habe. Und jedenfalls hat sie, wie weit sie dabei auch den ihr gegebenen Direktiven folgte, sich nach außen hin ihm als ihrem Eheherrn in allen Dingen untergeordnet und ihn als den König vorangestellt. Was ihr die Tage zuweilen nicht froh machte, das war die Eifersucht der Königin Katharina. Denn diese erlebte es nicht leicht, wie gegen die junge

königliche Dauphine die höfischen Dichter eine glühende Bewunderung entfalteten, die ihnen ersichtlich lebhafter von Herzen kam, als die Huldigung vor der regierenden Königin. Die Galanterie des ganzen Hofes legte sich dem königlichen Schottenkinde zu Füßen, König Heinrich II. selber reihte sich in dieser Beziehung seinen Kavalieren hinzu und erfreute sich dabei der Vorrechte des zärtlichen Schwiegervaters. Katharina von Medici war zwar von Anfang ihrer Ehe her an ärgere Dinge durch ihren flatterhaften Gemahl gewöhnt worden, die sie zu vergelten wußte, aber gerade die naive Bevorzugung der jüngeren, im Range gleichberechtigten Königin, die überdies dem Hause der Guise angehörte, ertrug sie besonders schwer und machte aus ihren Stimmungen kein Hehl.

Da brachte ein jäher Unglücksfall eine gänzlich unerwartete Situation. Im April 1559 schloß Frankreich den Frieden von Château Cambresis mit England und Spanien, welche beiden Mächte der gemeinsame Gegensatz gegen Frankreich und die von Maria der Katholischen, der Gattin Philipps II., der englischen Politik gegebene Richtung zusammengeführt hatte. In diesem Frieden der drei westlichen Monarchien wurde ausdrücklich die neue Regierung der Königin Elisabeth in England (seit 1558), wie früher von Spanien, nun auch von Frankreich anerkannt. Philipp II. von Spanien, der sich als Witwer Marias vergeblich um die Hand

Elisabeths bemüht hatte, vermählte sich nunmehr mit Heinrichs II. von Frankreich ältester Tochter. Zur Feier dieser Vermählung wurde am französischen Hofe ein dreitägiges Waffenspiel veranstaltet, und König Heinrich selber, in dem verjüngten Eifer dieser Tage, ritt mit in die Schranken des Turniers. Dabei hatte sein Gegner, der Graf von Montgomery, das Unglück, mit der Lanze durch das Visier in das rechte Auge des Königs zu stoßen und ihn tödlich zu treffen. Am 10. Juli 1559 verschied Heinrich II. und bestieg Maria Stuarts junger Gemahl als Franz II. den französischen Thron.

Nunmehr trug sie also die Kronen von Schottland und Frankreich. Zugleich aber nahmen beide, Franz und Maria, obwohl es den Bestimmungen des kurz vorher geschlossenen Friedens widersprach, den Königstitel von England und Irland an und führten diese Länder auch in ihrem Wappen. Es ist die verhängnisvollste Handlung, zu der die von dem katholischen Parteifanatismus der guisischen Nebenregierung beratene Königin sich hat hinreißen lassen, da sie demonstrativ der Elisabeth enthüllte, was in jener Urkunde noch geheim gehalten war. Elisabeth hat notwendigerweise von da ab jegliche politische Handlung der Maria Stuart unter dem Gesichtspunkt beurteilen müssen, wie weit darin Schritte enthalten sein möchten, ihr selber den englischen Thron zu entreißen.

Von einer persönlichen und zielklaren Initia-

tive der Maria bei diesem offen geführten Schlage gegen Elisabeths Thronrecht kann ebensowenig die Rede sein, wie von einer wirklichen Übernahme der französischen Regierung durch Franz II. Noch stand der Leichnam Heinrichs II., bei dessen Lebtagen die Guise doch niemals das alleinige Übergewicht gehabt hatten, über der Erde, als die beiden Brüder den neuen König und seine Gemahlin in den Louvre führten, alle anderen Personen entfernten und durch Maria Stuart, welche nur wiederum die Vollzieherin des Willens ihrer Oheime war, von Franz erlangten, daß er ihnen die Leitung der Staatsgeschäfte formell übertrug. Damit hatte das neue Königspaar schon in der Morgenstunde seiner Regierung tatsächlich abgedankt. Aber die beiden ehrgeizigen Brüder wurden der endlich unbeschränkt erlangten Herrschaft nicht froh.

Aus weitgehendem Mißvergnügen im ganzen Lande wurden offene Agitationen, wobei schon die Frage aufgeworfen wurde, ob der dem König schuldige Gehorsam sich auch dahin erstrecke, eine tatsächliche Übertragung der Königsgewalt an einen Priester und einen Hofmann einfach hinzunehmen. In der Verschwörung von Amboise, wie man sie zu bezeichnen pflegt, fanden sich hugenottische und katholische Vornehme Frankreichs, Prinzen und Edelleute zusammen. Sie wurde entdeckt und nun stempelten sie die Guise, obwohl Katholiken genug daran beteiligt waren, zu einem Hochverrat des Hugenottentums gegen

die Monarchie mit der angeblichen Absicht, Frankreich nach dem Muster der überwiegend reformierten Schweiz in eine föderative Republik aufzulösen. Wiederum unterschrieb der König alle von ihm geforderten Edikte, welche den Guise das Vorgehen gegen die Hugenotten nach ihren Wünschen ermöglichten. Im Dauphiné begannen die Schlächtereien dieses Jahres, welche im ganzen 1200 reformierten Franzosen das Leben kosteten; schon wagten sich die beiden Gewaltherren von Frankreich an den protestantischen König von Navarra (aus der Linie Bourbon, den späteren Heinrich IV.) und den Prinzen von Condé – da erkrankte König Franz an einem Ohrenübel, das sich ins Gehirn hinein zog, und starb am 5. Dezember 1560. Sein Bruder Karl IX. war König, was bei seiner Minderjährigkeit eine Vormundschaftsregierung notwendig machte. Diese aber erlangten die Guise nicht mehr, ihrer hatte sich Katharina von Medici, welche diesmal die geschwindere war, am Sterbebette ihres älteren Sohnes versichert.

Maria Stuart als Witwe verblieb in Frankreich, trotz der wenig freundlichen Gesinnung der Katharina gegen sie. Das Land war ihr zur Heimat geworden, Schottland lag in den Nebeln einer freudelosen, halbvergessenen Ferne. Und nicht allein in ihren Oheimen, sondern auch in ihrer sonstigen Umgebung erblickte sie ihre Freunde, wie bisher in Glück und Vergnügung, so jetzt in ihrer allem Anschein nach aufrichtig

betätigten Trauer. Durch Brantôme, einen schreibelustigen Hofmann und Kriegsmann aus der Umgebung Katharinas, sind uns die Verse aufbewahrt, welche Maria Stuart ihrem so früh verstorbenen Gemahl gewidmet hat:

En mon triste et doulx chant,
D'un ton fort lamentable
Je jette un œil touchant
De perte irréparable,
Et en soupirs cuisants
Je passe mes beaulx ans.

Fut-il un tel malheur
De dure destinée
Ny si triste douleur
De dame infortunée,
Qui mon cœur et mon œil
Voit en bierre et cercueil.

Qui en mon doulx printemps
Et fleur de ma jeunesse
Toutes les peines sens
D'une extresme tristesse,
Et en rien n'ay plaisir
Qu'en regret et désir.

Pour mon mal estranger
Je ne m'arreste en place;
Mais j'ay eu beau changer
Si ma douleur j'efface,
Car mon pis et mon mieux
Sont les plus déserts lieux.

Si en quelque séjour,
Soit en bois ou en prée,
Soit sur l'aube du jour
Ou soit sur la vesprée,

Sans cesse mon cœur sent
Le regret d'un absent.

Si parfois vers les cieux
Viens à dresser ma veüe,
Le doux traict de ses yeux
Je vois en une nüe;
Soudain je vois en l'eau
Comme dans un tombeau.

Si je suis en repos,
Sommeillant sur ma couche,
J'oy qu'il me tient propos,
Je le sens qu'il me touche;
En labeur, en recoy,
Tousjours est prest de moy.

Mets, chanson, icy fin
A si triste complainte,
Dont sera le refrain:
Amour vraye et non feinte
Pour la séparation
N'aura diminution.

* * *

In Schottland war unterdessen Maria von Guise, die Königinmutter, durch die inneren Verhältnisse, denen sie nicht mehr gewachsen war, zum Einlenken genötigt worden, so unlieb es ihr war, gegenüber der Reformation und dementsprechend auch zur Verständigung mit England. In dem ermordeten Kardinal Beaton blieb der schottisch-katholischen Partei ihr überlegener und zielbewußter Führer entrissen, er hatte keinen Nachfolger erhalten, der ihn ersetzte. Dagegen hatte die protestantische Partei einen vornehmen

und bedeutenden Bannerträger gewonnen, in keiner geringeren Person als Maria Stuarts eigenem (natürlichen) Bruder.

Das war der Sohn Jakobs V. und einer Tochter des vornehmen Hauses Erskine, der Lord James Stuart, später Graf von Murray, der in der Geschichte Marias eine so große Rolle spielt. Er war seit Marias Abreise nach Frankreich zum reformierten Bekenntnis übergetreten, mit ihm zusammen eine ganze Anzahl der vornehmsten Edelleute, aus den Familien der Argyle, Morton, Douglas, Glencairn und anderer. Das gab der Sache der schottischen Reformation neue siegesmutige Zuversicht. Am 3. Dezember 1557 schlossen die protestantischen Mitglieder des Adels ihre Vereinigung, den sogenannten Covenant, worin sie sich verpflichteten, Gottes Wort aufzurichten und den Ausschuß von Lords, welchen sie aus ihrer Mitte zum Schutze des neuen Glaubens einsetzten, gegen jede böse und tyrannische Gewalt bis aufs äußerste zu verteidigen. So hat auch hier in Schottland der Glaube die erzieherische Macht geübt, an die Stelle der verworrenen Fehden und Eifersuchten zum erstenmal eine Idee zu setzen, die der inneren Geschichte des Landes wenigstens für eine Weile, wenn auch noch keineswegs dauernd, bestimmtere Linien gibt.

Seit diesen Ereignissen mußte die Regentin verspüren, daß die beabsichtigte Härte ihres Vorgehens versagte. Sie lud die sämtlichen Prediger der neuen Lehre vor sich, um sie auf einen

Schlag zu verderben, und sie kamen. Aber sie kamen begleitet von so zahlreichen und angesehenen Anhängern und führten eine so scharfe, unwiderlegliche Sprache über die Bedrückung des armen Volkes mit Zehnten und Zinsen zugunsten eines überreichen, wohllebigen Klerus, dem Grund und Boden des halben Reiches gehöre, daß Maria nur noch einen lahmen Befehl wagte, der die Prediger in die Grenzdistrikte verbannte, was aber gänzlich unbeachtet blieb. Synodalbeschlüsse der alten Kirche, welche alle Neuerungen als Ketzerei verdammten und radikale Wiederherstellung des alten Zustandes forderten, erwiesen sich gleichfalls, trotz der Bestätigung durch die Königin-Regentin, nur noch als Zorndemonstrationen einer machtlos gewordenen Minderheit.

Unterdessen hatte Knox von Genf aus seine Bibelübersetzung in das Englische besorgt, sowie auf seine Landsleute eingewirkt durch mächtige Flugschriften: seinen „Zuruf an den Adel und die Reichstände von Schottland", und seinen „Ersten Trompetenstoß gegen das monströse Weiberregiment", der sich gegen die katholische, in Frankreich abwesende Königin und gegen ihre Mutter richtete. Er war ein Mann, dem in der Grabrede gesagt werden konnte, daß er sich niemals vor einem Menschenantlitz gefürchtet habe, und so kehrte er, als man ihn im Mai 1559 rief, mutig nach Schottland zurück, obwohl er noch kurz zuvor wieder zum Tode verurteilt

und zu Edinburg in effigie durch den Henker verbrannt worden war. Als echter und unbeugsamer Schüler des harten Calvin richtete er den demokratischen Fanatismus der reformierten Überzeugung gegen den Fanatismus der hierarchischen Herrschsucht auf, der sein Spiel schon verloren zu sehen begann. Daß Knox von der Regentin, sobald er sich in seiner Heimat blicken ließ, für vogelfrei erklärt wurde, bewirkte nur, daß er nun auch von seiner Seite den offenen, gewaltsamen Krieg gegen die bisherige Ordnung verkündete. Zu Perth und an anderen Orten sammelte er das Volk um sich und gab die Parole aus, die Heiligenbilder, Reliquien und andere Idole des römischen Aberglaubens zu zerstören, nebst den Klöstern und anderen Sitzen des üppigdespotischen Klerus: „so gründlich nehmt die Nester aus, daß den Krähen die Lust vergeht, wieder zu bauen!" Eine Parole, die zwar in erster Linie hervorging aus dem puritanischen Zelotismus des Genfer Systems, jedoch gleichzeitig aus dem sichern Instinkt gesprochen wurde, daß sie ihre hinreißende Wirkung auf das einfache Volk von Schottland nicht verfehlen könne, dieses Kindervolk in seiner Gutartigkeit und Fügsamkeit, aber auch in seiner kindlichen Zerstörungsfreude und unerzogenen Roheit. So raste denn der von Knox entfesselte Bildersturm durch das Land, wurden die Kirchen bis auf die kahlen Wände ausgeleert und reiche Abteien bis auf den Grund zerstört, darunter das prächtige Skone,

wo nach der Tradition König Kenneth Mac Alpin die Krone empfangen haben sollte und wo mindestens seit drei Jahrhunderten die schottischen Könige gesalbt und gekrönt worden waren. Hand in Hand damit gingen die Siege der protestantischen Adelspartei über die Truppen, die die Königin-Regentin gegen sie sandte. Unter Führung Murrays, der als Staatsmann wie als Krieger die gleiche kaltblütige Energie besaß, rückte das Heer der Reformierten über Perth, Stirling und Linlithgow auf Edinburg, und am 30. Juni 1559 zog es unbehindert in die Hauptstadt ein. Der Regentin blieb nichts übrig, als die Hand zu einem Waffenstillstand zu bieten, der so viel wie Geschehenlassen bedeutete. Der Katholizismus war damit nicht ausgelöscht, nur zurückgedrängt. Noch gab es die Erzbischöfe und Bischöfe, von Rom aus nach wie vor als die alleinigen geistlichen Oberhirten des Landes betrachtet, auch im Adel hatte die alte Kirche noch zahlreiche Vertreter, hauptsächlich bei den Clanhäuptlingen, die nun sämtlich seit geraumer Zeit außer ihren altkeltischen Clanbezeichnungen die Namen und Lehnstitel von Grafen und Lords des Königreichs trugen. Aber gesiegt hatte das reformierte Bekenntnis, hielt derzeit alle Macht in der Hand und brauchte sie rücksichtslos. So richtet sich denn jetzt in Schottland die presbyteriale Kirche ein mit ihrem phantasielosen Ernst, ihrem einlinigen, nüchternen Radikalismus und ihrer demokratischen Gemeinde-

verfassung über calvinischer Grundlage: eine zunächst fremdartige und kühne Neuerung in diesem Lande, soweit man davon absieht, daß sie die Befreiung von der römischen Hierarchie enthielt, und sich klar macht, wie wenig gerade ihre sondere bürgerlich-verwaltende Art dem unentwickelten Charakter der Bewohner und den Gesellschaftsverhältnissen dieses Landes von Lords und Lehnsuntertanen schon angepaßt war.

Es waren die gleichen Tage, da nach Schottland die Nachricht von der Thronbesteigung Franz' II. und Maria Stuarts in Frankreich und damit auch von der maßgeblich gewordenen Macht der Guise kam. Das konnte natürlich nicht verfehlen, die schottische Regentin alle ihre letzten Nachgiebigkeiten im Lichte einer Übereilung sehen zu lassen. Sie rief ihre Brüder um Hilfe an, und diese sandten ein Truppenkorps, verhießen auch weitere Nachschübe nebst finanzieller Unterstützung. Auch die so rasch wieder bedrohten Reformierten sahen sich nach Beistand um und wandten sich an England. Aber Elisabeth weigerte sich ihnen, teils aus ihrer ohnehin zögernden und vorsichtigen Art, teils aus persönlicher Abneigung gegen die demagogische Heftigkeit des John Knox und gegen den hastigen Radikalismus, womit die Neuerungen in dem nördlichen Königreiche, völlig abweichend von der Verfassung der englischen Kirche, getroffen worden waren. Erst auf die Nachricht, daß Maria und Franz sich Könige von

England nannten, und unter der Befürchtung, daß die nach Schottland entsandten französischen Truppen später dazu dienen würden, mit den rekatholisierten Schotten zusammen in England einzufallen, trat sie dem schottischen Widerstande gegen Maria Guise näher und stärkte ihm wenigstens insgeheim den Rücken, ließ auch Murray wissen, daß, wenn er selber die Krone nähme, sie dem nichts in den Weg legen werde.

Inzwischen hatten, im Oktober 1559, die Aufständischen die Königin-Regentin einfach für abgesetzt erklärt. Es war ein Mittel der Verteidigung gegen sie, aber beteiligt waren doch auch die eigentümlichen theokratisch-demokratischen Vorstellungen von Umformung aller irdischen Gewalt, die bei den Predigern des neuen Bekenntnisses lebendig waren. Königin Elisabeth hatte keineswegs unrecht gehabt, vom monarchischen Standpunkt aus lediglich eine neue Form priesterlicher Herrschsucht zu erkennen und sie kaum weniger bedenklich zu finden, als die zwar mächtigere, aber mit den staatlichen Gewalten wenigstens seit Jahrhunderten eingelebte römische Hierarchie.

In dem sich nun entspinnenden Bürgerkriege blieb Maria Guise, trotz anfänglicher Erfolge, bei der Unzulänglichkeit der französischen Hilfe im Nachteil. Die oben erwähnten Ereignisse in Frankreich, der Widerstand, welchen das Guise-Regiment erfuhr, die Verschwörung von Amboise banden den Brüdern der Regentin die Hände

und machten die zugesagten weiteren Truppensendungen unmöglich. So war die Situation, als die Mutter der Maria Stuart im Februar 1560 erkrankte und am 10. Juni dieses Jahres starb.

Es ist, als ob die schon halbentrückte Klarsichtigkeit der nahenden Todesstunde diese Frau über sich selber emporgetragen und sie aus dem Wert aller Anschauungen hinweggehoben habe, in deren Dienst sie sich ihr Leben lang gestellt. Sie, die unermüdliche Parteigängerin ihres Hauses und seiner Tendenzen, empfahl den Schotten gegenseitige Toleranz, versöhnte sich mit herbeigerufenen Führern der Aufständischen und gab dem Lande, das sie hatte regieren wollen und in dem sie innerlich doch stets eine Fremde geblieben war, den Rat, um seiner Unabhängigkeit willen jeden fremden Einfluß, den französischen so gut wie den englischen, auszuschließen. Ein überraschender Ratschlag derjenigen, welche die leibliche Mutter der Königin von Frankreich war, um so überraschender nach den heimlichen Verbriefungen, welche die Tochter über ihr schottisches Königreich gemacht. Und dennoch würde es schwer fallen, zu meinen, die sterbende Königin-Regentin habe alles dieses nur gesagt, um dem vermuteten Eingreifen Englands nach ihrem Tode verstärkte Hemmungen zu bereiten.

Nun kam es zum allgemeinen Frieden, der im August 1560 zu Edinburg zwischen den schottischen Parteien unter gleichzeitigen Verhand-

lungen mit französischen und englischen Abgesandten geschlossen wurde. In diesem vielberufenen Edinburger Vertrage wurde die Regentschaft Schottlands einem Staatsrat von zwölf Mitgliedern übertragen, von denen die abwesende Königin sieben, die Stände des Landes fünf ernennen sollten. Eine Reichsversammlung der drei Stände zu Edinburg sollte über Staat und Kirche beraten und ihre Beschlüsse über die Neueinrichtung der schottischen Monarchie der Königin zur Bestätigung vorlegen. Die französischen Truppen sollten das Land verlassen. Schließlich enthielt der Vertrag die mit den englischen Abgesandten vereinbarte wichtige Bestimmung: Maria Stuart und ihr Gemahl sollten für immer auf ihren englischen Anspruch – d. h. so, wie sie ihn jetzt durch Elisabeths Illegitimität begründeten – verzichten und Wappen und Titel von England und Irland wieder ablegen.

Maria hatte ihre Vertreter unbeschränkt bevollmächtigt und in deren Instruktion ihr königliches Wort gegeben, daß sie alle Abmachungen des Friedens gutheißen werde. Eine Bereitschaft, welche sich genugsam daraus erklärt, daß die Stände ihre Mutter bereits abgesetzt hatten, daß sie auch ihr eigenes Königtum in Frage stellen konnten und daß sie wohl wußte, ihr Bruder James Stuart würde unter Umständen nicht zaudern, die Lage durch seine eigene Erhebung zum Könige zu wenden. Aber nachträglich konnte sie sich nicht entschließen, den englischen Anspruch

in der deutlichen Weise, wie es gefordert wurde, aufzugeben. Sie ratifizierte den Vertrag nicht, behandelte den in aller diplomatischen Form abgeschlossenen Traktat als nicht bestehend, und sie verharrte bei ihrer Weigerung auch, als Franz II. Anfang Dezember des Jahres starb. Blieb sie doch nach wie vor unter dem unmittelbaren Einfluß des Kardinals, ihres Oheims, mit dem sie sich, in dieser Zeit seiner an Katharina von Medici verlorenen Macht, in seine Erzbistumstadt Reims zurückzog. Was Maria den Schotten antworten ließ, waren Spitzfindigkeiten: sie habe jene Vollmacht zu einer Zeit gegeben, wo sie den vertragschließenden Parteien gegenüber nicht frei gewesen sei – was man doch niemals ist, wenn man aus Widerstreit heraus durch Zugeständnisse Frieden schließt. Ferner gab sie ihre Auffassung der schottischen Vorgänge als eines wenig verhüllten republikanischen Umsturzes kund, der alle Monarchien zur geschlossenen Abwehr herausfordern müsse, Gesichtspunkte, von denen der kluge Kardinal wohl wußte, daß Aussicht sei, damit Eindruck zu machen. Das Zugeständnis, wozu sich Maria Stuart entschloß, war, daß sie von jetzt ab den Titel von England nicht weiter führte. Man wollte also Elisabeth von England beruhigen, ja sie allenfalls für eine Unterstützung der schottischen Königin gegen ihre Untertanen gewinnen, ohne doch den geforderten Verzicht auszusprechen und die alten Hoffnungen aufzugeben.

Nun handelten die Schotten, unter dem Willen und der harten Logik der Prediger, nach der vorliegenden Voraussetzung, daß die katholische Königin dem Edinburger Vertrage nicht beigetreten sei und somit sie selber nicht an diesen gebunden seien. Anstatt des im Vertrage vorgesehenen Staatsrates setzte das Drei-Ständeparlament, in welchem der Protestantismus die große Mehrheit hatte, einen regierenden Ausschuß von vierundzwanzig Männern ein, die sämtlich dem reformierten Bekenntnis angehören mußten. Ferner benutzte man die Zeit, die geistliche Gerichtsbarkeit und überhaupt die Organisation der alten Kirche im Lande durch Parlamentsbeschlüsse aufzuheben, den Besuch der Messe nach dem römischen Ritus unter Strafe zu stellen, die für Rückfälle scharf gesteigert wurde. Die in die Enge getriebene und vergewaltigte katholische Minderheit wußte sich keine andere Rettung mehr, als durch das persönliche Eingreifen der Königin; sie flehte Maria an, da sie doch in Frankreich nichts mehr fessele, nach Schottland zu kommen. Aber auch bei den protestantischen Laien war der Wunsch begründet, sich mit der legitimen Gewalt der Königin trotz deren katholischem Bekenntnis verständigen zu können. Murray selber ging nach Frankreich und suchte Maria für seine Politik eines Zusammengehens mit England, sowie für seine Auffassung einer mit der Presbyterialkirche ausgeglichenen Monarchie zu gewinnen, als für

diejenige Haltung der schottischen Krone, welche nach außen und innen am gesundesten deren Fortbestand und die unabhängige Entwicklung des Landes verbürge.

Wenn Maria noch versuchen wollte, die Dinge zu wenden und die von ihr selber nicht unterschätzte Wirkung ihrer Persönlichkeit einzusetzen, so war jetzt der dringende und zugleich geeignete Zeitpunkt. Daher entschloß sie sich zu der Rückkehr in ihr Königreich, so gerne sie ihren Neigungen nach in Frankreich geblieben wäre. Sie verlangte freies Geleit für die Landreise durch England von Elisabeth, welche sie durch fortgesetzte Geschmeidigkeiten im diplomatischen Verkehr und durch allerlei Höflichkeiten darüber zu begütigen gesucht hatte, daß sie den Edinburger Frieden nicht anerkennen wollte. Aber Elisabeth verweigerte das Geleit, schon weil sie Unruhen der noch immer regsamen papistischen Elemente in England — besonders in dessen Norden — von der Durchreise der Gegnerin befürchtete. So mußte Maria versuchen, zu Schiff nach Schottland zu gelangen. Vor ihrer Abreise riet ihr der bedenklich wohlwollende Oheim, sie sollte wegen der großen Gefahr durch die Engländer ihre reichen Juwelen in seiner Obhut zurücklassen. Aber in diesem Punkte hatte der kluge Kardinal, der doch sonst die Frauen kannte, sich in der gewohnten Fügsamkeit der Nichte verrechnet; sie gab die Antwort: wenn man so wenig dagegen habe, daß ihre Person sich der

Gefahr aussetze, so dürften ihre Geschmeide diese wohl auch bestehen. So trat sie am 14. August 1561 von Calais die Seefahrt an. Es war Hochsommer, wo es kein Vergnügen war, in den engen Kojen eines Schiffes damaliger Bauart zu wohnen; Maria hatte sich ihr Bett auf Deck herrichten lassen, auf diesem ruhte sie in sicherlich aufrichtiger Abschiedsmelancholie, zurückschauend nach der französischen Küste, die langsam den Blicken entschwand.

Adieu, plaisant pays de France!
O ma patrie
La plus chérie,
Qui as nourri ma jeune enfance!
Adieu, France! adieu mes beaux jours!
Ma nef qui disjoint nos amours
N'a eu de moi que la moitié;
Une part te reste, elle est tienne;
Je la fie à ton amitié,
Pour que de l'autre elle te souvienne.

Soviel Mühe er sich darum gegeben, hatte doch der englische Gesandte am französischen Hofe Ort und Zeit ihrer Abfahrt nicht erfahren können. „Wenn ihr sie fangen wollt, so müssen eure Schiffe sie überall suchen," war das einzige, was er nach London berichten konnte. Man hatte allerdings die Absicht, sie zu fangen, da man von ihrem Auftreten in Schottland zwar weniger direkte kriegerische Verwicklungen mit England, aber um so mehr die katholische Reaktion in dem Nachbarreiche und deren Rückwirkung auf England fürchtete. Auch Maria

hatte das Gefühl, was ihr bevorstehen könnte, wenn sie in Englands Gewalt fiele: „In diesem Falle," sagte sie dem erwähnten Gesandten vor ihrer Abreise, „wird Eure Königin mit mir machen, was sie will. Ist sie so grausam, meinen Tod zu wollen, so tue sie nach ihrem Gefallen." „Vielleicht ist ein solches Geschick besser für mich als das Leben," setzte sie in ihrem Abschiedsweh mit jugendlicher Superlativität hinzu, in ihrem momentanen Gefühl, daß sie den Verzicht ihres jungen Lebens einer von ihr geforderten Pflicht und reizlosen Zukunft in dem wolkendüsteren Lande des Nordens darzubringen habe. Die tatsächliche Absicht der englischen Regierung, sich ihrer zu bemächtigen oder sie allenfalls auf andere Weise unschädlich zu machen, liegt uns insbesondere vor in einem vielsagenden Briefe Burleighs: „Ihre Majestät (Elisabeth) hat drei Schiffe in der Nordsee, um die Fischer vor Piraterie zu schützen. Ich denke, es würde ihnen Kummer verursachen, sollte die Königin von Schottland unbehelligt an ihnen vorbei gelangen." Am befriedigendsten wäre dieser Kummer nach anderen Andeutungen gespart worden, wenn das Schiff mit der heimkehrenden Königin nicht in einen englischen Hafen gebracht worden, sondern auf geheimnisvolle Weise verschwunden wäre. Aber die Nordseenebel kamen Maria zu Hilfe, und nach fünftägiger Fahrt landete sie im Hafen von Leith.

* * *

Die aus dem geschmackvollen Prunk der Renaissancekultur des reichen Frankreich abgefahren war, wurde willkommen geheißen von der festlichen Armseligkeit des schottischen Dudelsacks, und frostig kahl empfingen sie die unbereiteten Räume des Königschlosses Holyrood unter dem Hügel von Edinburg. Es mochte wie ein bestätigendes Sinnbild des ärmeren und strengeren Lebens sein, welches das plötzlich so puritanisch gewordene Schottland von seiner Königin fordern würde. Aber sie hatte sich entschlossen, hatte den Abschied überwunden, was ja stets die Reise durch sich selbst dem Abfahrenden leichter als einem Zurückbleibenden macht, sie vertraute auf die Wirkung, die ihre Persönlichkeit den Schotten abnötigen würde, verließ sich auch auf ihre Klugheit und nicht zuletzt auf die Kunst des Verbergens und Erheuchelns, die ihr bereits eine wohlgeübte war. Hatte doch auch ihr Schiff eine ganze Anzahl französischer Freunde für sie mitgebracht in die Heimat, welche ihr die Fremde war. So war sie guter Dinge, war glücklich und erfreut über die herzliche Verehrung des von allen Seiten zuströmenden schottischen Volkes, über die offenherzigen Huldigungen vor ihrer Anmut; sie fand sogar freundliche Worte für die entschlossenen Reformierten der Hauptstadt, welche sie am Abend der Ankunft im Edinburger Schlosse zu ihrer französischen Freunde Entsetzen mit dem Absingen von Psalmenlitaneien begrüßten.

Ihre Absicht war, sich mit den Reformierten zu stellen, da jedes andere Verhalten vor der Hand unmöglich war, und in bezug auf die äußere Politik vor allen Dingen Elisabeths Anerkennung von Marias Erbanspruch auf England zu erlangen. Königin eines in Sicherheit gewiegten Schottland, amtliche Thronfolgerin in England, dann konnte sie die Ziele verfolgen, die ihr guisischer Oheim sie gelehrt hatte und die ihr selber Herzenssache waren. Das ist die einheitliche Linie in ihrem ganzen Verhalten bis zu Riccios Ermordung und später wieder in ihrer Gefangenschaft; und in der Art, wie sie an ihrer ganz Großbritannien umfassenden, europäisch-universell aufgefaßten katholischen Aufgabe festgehalten hat, mit kurzen Unterbrechungen durch persönlichere, sie hinreißende und ablenkende Leidenschaft, wie sie den einfacheren Gewinn und später die einfachere Rettung darüber verschmäht hat, tritt uns ein unbestreitbarer Heroismus ihrer Person und ihrer Maßnahmen entgegen. Aber für alles, was Maria erreichen konnte, galt es damals, nach ihrer Ankunft in Schottland, lediglich Zeit zu gewinnen und erst einmal vorzubeugen, daß man sie selber nicht in ihrem Bekenntnis zu vergewaltigen unternahm. In dieser Richtung war es sogar schon ein Erfolg, daß sie ihren persönlichen Gottesdienst nach katholischem Ritus beibehalten und einrichten konnte. Sie verdankte es dem klugen Entschluß, wonach sie die geschäftliche Regierung

an ihren Bruder Murray und an den sehr geschickten und brauchbaren, aber auch völlig vorurteilslosen Staatsekretär Maitland, späteren Lord Lethington übertragen und damit überzeugend dargetan hatte, daß man keine Besorgnisse vor ihr hegen solle. Auch erklärte sie auf Murrays Rat durch eine königliche Verkündigung, daß sie den reformierten Glauben nicht antasten, vielmehr jeden, der dies wage, mit dem Tode bestrafen werde. So erregte man sich in der eigentlichen Bevölkerung nicht allzu sehr, daß in der Kapelle zu Holyrood fernerhin die sonst verbotene Messe würde gelesen werden. Nur Knox und sein engerer Kreis waren über den Präzedenzfall höchst aufgebracht, der hiermit geschaffen war. Maria hoffte den reformierten Eiferer durch persönliche Aussprache gelinder zu stimmen und hatte eine Zusammenkunft mit ihm. Wir empfinden aus dem Bericht, wie der Prediger, der sich in gewisser Beziehung auch als einen Gebieter dieses Landes fühlt, ihr entgegentritt mit der schon von vornherein gefaßten und präparierten Absicht, der Königin mit starker Wirkung seine ganze Meinung über ihr abweichendes Bekenntnis zu sagen. Wir empfinden es aus der hastigen, grobkörnigen Weise, wie er losbricht, aus seiner Heftigkeit, da er auf unvermutet sicheren Widerstand stößt. Denn auch Maria ist nicht umsonst durch eine dialektische Schule hindurchgegangen, welche ihr das eigene Bekenntnis zum Inbegriff aller Logik und Ge-

wißheit begründet. Und dazwischen sagt sie ihm ins Gesicht, aus einem instinktiven Erkennen, das sie bis zu Tränen aufregt: „Ich sehe es wohl, meine Untertanen sollen Euch gehorchen und nicht mir.“ So endete diese denkwürdige Unterredung lediglich mit dem Ergebnis, daß die Königin endgültig inne geworden war, nach dieser Seite hin weder beugen noch gewinnen zu können. Auch Knox würdigte die anscheinend noch unterschätzte Gegnerin nun ganz und gar und hatte sich entnommen, daß sie, wie er seinen Freunden berichtete, ein stolzes Gemüt mit einem scharfen Verstande vereinige. Aber er sprach so, als habe er dennoch die Oberhand behalten und renommierte mit der Strenge, durch die er sie gezüchtigt habe, so daß sie habe weinen müssen.

Indem Maria mit Murray zusammenhielt, ging alles gut. Er ließ die Dinge nicht konfessionell-impulsiv, sondern staatsmännisch auf sich wirken und beriet die Königin in demselben Sinne. Aber nun wäre es nicht Schottland gewesen, das Land, wo seit unvordenklichen Zeiten die Großen in Fehden widereinander und gegen jede sich geltend machende Obrigkeit gelebt hatten, wenn die durchgreifende Regierung dieses tüchtigen Mannes nicht wieder Eifersucht und Konspirationen erregt hätte. Ein Adelsaufstand zeigte, daß diesen Herren ihre hergebrachten persönlichen Ambitionen auch über die Religion gingen, denn es waren gutenteils protestantische

Lords, die sich mit den zurückgedrängten Anhängern der alten Kirche gegen den Berater der Königin und diese verbanden. Es kam zu einem kurzen Bürgerkriege, zu welchem Maria selber, hoch zu Roß und strahlend in der Lust des Lebens im Felde, neben Murray an der Spitze der Truppen auszog. Er verlief vollkommen siegreich für die Regierung und brach das Ansehen, welches die Gordons und Hamiltons als die Häupter der katholischen Adelspartei noch gehabt hatten; eben nach diesem Erfolge verlieh die Königin ihrem Bruder die Grafschaft Murray, unter deren Namen er geschichtlich am bekanntesten ist.

Nun glaubte sie fest genug zu stehen, um sich nicht mehr so viel persönlichen Zwang aufzulegen. Sie wohnte in der Regel im Schlosse Holyrood, welches unmittelbar bei Edinburg inmitten des von Hügeln durchsetzten weiten Talkessels liegt. Seinen Namen trägt es von der alten Abtei zum heiligen Kreuz, die im zwölften Jahrhundert König David gegründet hatte und an welche sich erst seit 1528 die Bauten des Königtums für seine hauptstädtische Residenz anlehnten, während die Abtei, obwohl sie zahlreiche Königsgräber umschloß, seit den Reformationstürmen zur halben Ruine geworden war. Ein Palast ohne einheitlichen Stil und ohne sondere Schönheit, ohne jene Hingabe gepflegt, welche Jakob V. aus Stirling und Linlithgow seine anmutigeren ländlichen Residenzen machen

ließ. Queen Mary's Apartments sind in Holyrood im großen und ganzen im Zustande jener Zeit geblieben. Sie liegen in einem der schweren, mit Erkerausbauten versehenen quadratischen Türme, im Stockwerk über dem erhöhten Erdgeschoß, und enthalten noch heute eine Anzahl Möbel, welche Maria benutzt hat, nebst vielen Sächelchen, die durch ihre Hand gegangen sind, und Handarbeiten, welche auf sie selber zurückgeführt werden. Es sind, in der Turmbreite nebeneinander, das Empfangzimmer der Königin, ihr Schlafzimmer mit angrenzendem Ankleideraum und das intime kleine Eßzimmer, von welchem noch zu erzählen sein wird.

Hier im Schlosse zu Holyrood hatte sie ihren kleinen Hofhalt eingerichtet, der sich in seinem täglichen Leben den Schotten verschloß und eine kleine französische Insel innerhalb der reformierten Bürgerlichkeit der Hauptstadt bildete. Hier unterhielt man sich, wie man es von Frankreich her gewohnt war und als Inhalt höfischer Sitte betrachtete, mit reichlich viel Geselligkeit, Tanz, Musik, Maskeraden und sonst erreichbarer Vergnüglichkeit; zuweilen öffneten sich die Tore einem fröhlichen Auszug, wenn die junge Königin mit ihren Freunden und Freundinnen ausritt zur Jagd, die sie über alles liebte und worin einzig Schottland sie ihr geliebtes Frankreich fast vergessen machen konnte. Als ihre Freundinnen waren ihr die vier Marien geblieben, die Kindheitsgespielen, die ihr einst

nach Frankreich gefolgt und nun wieder mit heimgekehrt waren: Mary Fleming, Mary Beaton, Mary Livingstone und Mary Seaton, letztere die am meisten von ihr geliebte und diejenige opfermutig Getreue, die ihr als Gesellschafterin später in die Gefangenschaft von Schloß Lochleven gefolgt ist. Die schottische Phantasie hat sich nachmals auch dieser vier Marien mit Vorliebe für ihre Balladenstoffe bemächtigt und dabei so leichthin, wie alle historische Sagenbildung tut, die Namen mit anderen vertauscht, zum Beispiel die bekannteren Hamiltons hineingezogen.

Und mit den lachlustigen vier Marien vereinigten sich die jungen Herren aus Frankreich in der Schwärmerei für die Schönste des Kreises, die so jung verwitwete Königin. Sie hätten nicht wohl gewußt, was in dem fremden Lande, das sie nichts anging, tun, wenn nicht vergnügt sein, sich mehr oder minder heimlich über die „bäurischen" Schotten lustig machen und nach jeder Möglichkeit die galanten Traditionen des französischen Hofes aufrecht halten. Alles Dinge, welche nicht verfehlten, den Freudenjubel, womit das Land seine schöne Königin empfangen hatte, allmählich stark abzukühlen und recht viel Gerede aufzubringen, selbst wenn es mutmaßend die verhüllte Wirklichkeit übertrieben hat. Und auf der Kanzel legte Knox die Gerüchte aus. Als die eiserne Zuchtrute dieses allzulustigen Hofes wollte er wirken, sprach ungescheut von

der Hoffart und Eitelkeit, der Weltlust und Sündenlust derjenigen, die vergesse, daß sie von Gott eingesetzt sei, dieses christliche Volk zu beherrschen, benannte vor der Gemeinde nach seinem alttestamentlichen Lieblingsvergleich die Herrin des Landes als die Königin Jesabel. Und seine heftigen Anklagen wurden von den Hörern hingenommen, denn man glaubte dem gebieterischen Volksprediger nur allzusehr, daß sie mindestens im allgemeinen den Tatbestand träfen, trotz oder gerade wegen der eingehegten Umzirkelung des Hofes. Auch trotz der äußeren Vorsicht, die Maria walten ließ und der sie im Notfall, ohne mit den Wimpern zu zucken, Opfer brachte, weil sie nicht verkannte, was auf dem Spiele stand. Die Persönlichkeit, an der der Argwohn am meisten Anstoß nahm, war Damville, der Sohn des Connetable von Montmorency, der schönste und verführerischste Kavalier des französischen Hofes, der sich aller Eitelkeiten seiner Heimat entschlagen hatte, um die neunzehnjährige Königin nach Schottland zu begleiten. Aber nicht er war es schließlich, der dem Gerede einen greifbaren Beweis oder Anschein in die Hände lieferte, sondern sein junger Landsmann Chastelard. Auf einer Fahrt Marias durch die nördlichen Gebirgsgegenden des Landes übernachtete sie mit ihren Begleitern in einem kleinen Schlosse, und wie sie zur Ruhe gehen wollte, fand man Chastelard in ihrem Schlafgemach. Sie war nicht allein, ihre Kammerfrauen dabei,

es gab eine peinliche, entrüstete Szene, über den entstehenden Lärm kam auch noch Murray herbei, der keinen Scherz verstand, und da es schon das zweitemal war, daß man den sinnlos verliebten jungen Franzosen so fand, wurde ihm der Prozeß gemacht und er zum Tode verurteilt. Es ist die Zeit, da der Wagemut und die dreiste Troubadourgesinnung der Liebe Vielen der Lebensinhalt war, aber sie vermochten bei gebotener Gelegenheit auch Stil zu haben und, wenn das Abenteuer verunglückt war, ohne ein Wort der kläglichen Verteidigung — die in diesem Fall auch nichts genützt hätte — ihr Schicksal auf sich zu nehmen. Man weiß nicht recht, verdirbt es den Effekt oder gehört es dazu, daß Chastelard sich die kleine Genugtuung nicht versagen wollte, während er die Stufen zum Schafott emporstieg, den Refrain seiner letztverfaßten Liebeselegie zu trällern.

Man hielt allgemein dafür, daß es gut sei, wenn die Königin wieder heirate. Ein Gedanke, der durchaus nicht neu war, aber nunmehr festere Gestalt gewann. Sie selber gab ihm nach und war zufrieden, daß etwas Entscheidendes geschehe. Die Werbungen und Verhandlungen um ihre Hand hatten inzwischen niemals geruht. Sofort nach dem Tode ihres Gemahls waren sie, mit unanständiger, wetteifernder Hast, an sie herangetreten und dauerten seitdem an. Die Anträge der Könige von Schweden und Dänemark waren leicht erledigt, ernstlicher be-

schäftigt haben Maria nur die Verhandlungen mit den Höfen der katholischen Mächte Spanien, Österreich und Frankreich. Philipps II. Sohn Karl — der Don Carlos des Schillerschen Dramas — war zwar ein unbedeutender und schwächlicher Knabe, eine verschlechterte Auflage Franz' II., dazu drei Jahre jünger als Maria, zeigte auch schon damals die ersten Spuren seiner später hervortretenden geistigen Anomalie. Aber noch war die Hoffnung auf seine Gesundung nicht endgültig aufgegeben, und in allen europäischen Heiratskombinationen spielte der Erbe der führenden katholischen Krone, welche mit ihrer Herrschaft über die reichen Niederlande und mit ihrem ungeheuren Kolonialbesitz die erste Weltmacht darstellte, eine bedeutende Rolle. Er wäre der stolzen und tendenzbewußten Maria weitaus am liebsten gewesen. Diese Heirat herbeizuführen hatte sich der Kardinal von Lotringen längst zur Aufgabe gesetzt und war auch etliche Zeit hindurch mit Philipp II. darüber völlig einig.

Von persönlicher Neigung der jungen Witwe im Schlosse zu Edinburg kann natürlich keine Rede sein. Die Ehe mit dem kindischen Infanten war eine Sache für sich, war derjenige politische Plan, der ihr den ganzen Umfang ihrer Aufgabe wieder zum Bewußtsein brachte und ihr deren unmittelbare Verwirklichung verhieß, in dem Sinne, daß bereits darüber verhandelt wurde, durch Aufgebot der ganzen spanischen Macht Marias englisches Anrecht und vielleicht

schon die Entthronung Elisabeths, die gewaltsame Rekatholisierung der beiden britannischen Reiche herbeizuführen. Aber einer solchen Verschmelzung der spanischen Macht mit der schottischen Krone und ihren großbritannischen Ansprüchen setzte nicht nur das bedrohte England jeglichen Widerstand entgegen, sondern auch Frankreich durch Katharina von Medici; lieber hätte sie die ihr einigermaßen verhaßte Schottin und Guisetochter als Gattin ihres zweiten Sohnes, König Karls IX., an den französischen Hof wiederkehren sehen. Dieses Projekt ist dann ebenfalls verhandelt worden, wogegen Katharina mit Carlos von Spanien ihre eigene jüngste Tochter vermählen wollte. Der dritte ernstliche Bewerber war der zweite Sohn Kaiser Ferdinands I., Karl, also nicht der künftige Thronfolger in Österreich und im deutschen Kaisertum. Aber Maria wollte von diesem wenig wissen, wo sie die Wahl zwischen zwei Königsthronen zu haben glaubte, welche beide die letzten Ziele, die Okkupation Englands, viel sicherer verhießen. Energisch ließ sie dem aus Rücksicht auf Frankreichs Widerspruch schwankend gewordenen Philipp erklären, wenn sie nicht Carlos heirate, werde sie dem König von Frankreich die Hand reichen; so schien es zuletzt, als ob der spanische Plan doch noch Gestalt gewinnen werde, trotzdem Philipp selber ein neues Hindernis in der geringen Befähigung seines ungeliebten Sohnes und dem Mißtrauen gegen diesen fand. Aber auch Elisabeth

von England ließ es nicht an der nötigen Deutlichkeit fehlen. Es war unverkennbar, daß England keine der drei erwähnten Verbindungen der schottischen Königin dulden und friedlich hinnehmen, sondern entschlossenen Widerstand leisten und dafür rücksichtslos die niemals überbrückte Rivalität der spanisch-französischen Politik ausnutzen werde. Dazu kam die von Knox in Atem gehaltene einheimische Erregung der Schotten über eine derartige Neuanfesselung ihres Landes an eine fremde katholische Verbindung. Noch einmal versuchte deswegen Maria, sich persönlich mit dem Prediger zu verständigen, dachte in dem Sanguinismus, dem sie ihren Untertanen gegenüber so leicht nachgab, ihn zu beruhigen, indem sie ihn auf die Duldsamkeit und das Entgegenkommen hinwies, die sie doch bisher für das neue Bekenntnis ihres Landes gehabt habe.

Bei dieser zweiten Unterredung erscheint uns Knox, da es sich nun um einen bestimmten und bedrohlichen Anlaß der Besprechung handelte, ungleich würdiger. „Was geht Euch denn meine Heirat an," frug ihn die sich erregende Königin im Lauf der Unterredung, „wer seid Ihr eigentlich im Staate?" und Knox antwortete: „Ich bin ein Untertan dieses Reiches, und wenn ich auch nicht Graf oder Lord bin, so hat mich Gott einen nützlichen Bürger werden lassen, und ich habe so gut wie jeder Vornehmere die Pflicht, auf drohende Gefahren, die ich vorhersehe, aufmerksam zu machen. Ich wiederhole es vor

Eurer Majestät, daß, wenn auch die Großen in eine Vermählung mit einem Ungläubigen einwilligen, sie damit Christum verleugnen und die Unabhängigkeit des Reiches verraten, ohne daß Ihr große Vorteile davon haben könnt!"

Inzwischen war der Zeitpunkt, da man von beiden Seiten bereit war, die spanische Heirat abzuschließen, vorübergegangen und hatten bei Philipp abermals die Bedenken die Oberhand gewonnen. Er wollte es nicht mit Frankreich und nicht mit dem brautwerbenden Kaiser, seinem Oheim und natürlichen Bundesgenossen, verderben, auch kündete sich schon das verschärfte Zerwürfnis mit seinem Sohne an, den er schließlich im Jahre 1568 bekanntlich in strengen Gewahrsam gesteckt hat. Die Verhandlungen wurden von seiner Seite abgebrochen. Maria sah nun nach wie vor keinen Grund, den österreichischen Erzherzog zu heiraten. Dazu mußte sie den Krieg mit England vermeiden, den sie ohne spanische Hilfe nicht führen konnte; besser versuchte sie, sich ihr dortiges Nachfolgerecht durch ihren Rücktritt von jenen Heiratsplänen zu sichern, auch durfte sie den Schotten gegenüber den Bogen nicht überspannen. So war sie schließlich bereit, einen hochgestellten Edelmann von Schottland oder auch England zu heiraten. In beiden Ländern hatte die Krone schon bisher im Konnubium mit den einheimischen großen Familien gestanden und es gab verschiedene solche, deren Stammbaum königliches Blut und

daher sogar Thronansprüche im Falle einer Erledigung nachwies.

Elisabeth steht diesen Fragen und Möglichkeiten in eigentümlicher Stimmung gegenüber. Erstlich persönlich. Sie empfand die Rivalität mit derjenigen, die nach ihr oder an ihrer Stelle über England zu herrschen begehrte, nicht zuletzt als Weib. Auch dann, wenn sie ledig bleiben wollte, wobei sie aus gewissen politischen Motiven verharrte und noch mehr aus dem höchst persönlichen Grunde, um ungefesselt zu sein und zu tun, was ihr beliebte; ein nicht unverständliches weibliches Souveränitätsgefühl der regierenden Königin, das wir auch bei anderen Erbinnen eines Thrones, z. B. Christine von Schweden, antreffen. Dabei begeht man kein Unrecht, hinzuzusetzen, daß in Elisabeths gern gesuchtem und gehörtem Spiel mit dem Namen der jungfräulichen Königin — als jungfräuliche Pallas ließ sich entsprechend die vielseitig gebildete Tochter Gustav Adolfs feiern — doch wesentlich nur eine Koketterie zum Ausdruck kommt. Die Tochter des heftigen Heinrichs VIII. und der Anna Boleyn war leidenschaftlich, vergnügungsüchtig und sinnlich genug; ganz kalt zu sein, wo es die zwingenden Umstände erforderten, hatte sie nur gelernt. Sie ließ sich gerne feiern, wollte auch die ganz persönlich adressierte Huldigung nicht vermissen und ist durchaus keine Tugendheldin gewesen. Ihre Eifersucht auf Maria Stuart war zu bestimmten Teilen eine ganz pri-

vate der weiblichen Eitelkeit, so wenig es klug war, dies angesichts der Tatsache zu verraten, daß die Schottin fast zehn Jahre jünger war und in ganz Europa die schönste Königin, wenn nicht die schönste Frau genannt wurde. Genug amüsante Anekdoten werden erzählt, wie Ihre Majestät von England die diplomatischen Herren durch geforderte Vergleiche und Urteile in Verlegenheit gebracht hat. Es genügte, Maria zu nennen, daß sich in Momenten, wo Elisabeth sich gehen ließ, ihr Gesicht verfinsterte, ihre Sprache hart und spitz wurde, ja daß sie drohte; dabei wollte sie doch immer von Maria hören und frug nach ihr. Keine Schmeichelei erreichte ihren vollen Zweck, wenn man ihr nicht sagte, sie sei schöner als die Königin von Schottland. Das tat man denn auch reichlich, und daher wagte sie es ihrerseits, diese Frage zu stellen. Sogar den schottischen Gesandten, Lord Melvil, frug sie, wer die Schönere sei. Der arme Lord, der das freie Fahrwasser der englischen Herren nicht hatte, antwortete, Maria, seine Herrin, sei die schönste Frau von Schottland, so wie die jungfräuliche Königin Elisabeth die Schönste in ihrem Reiche sei. Elisabeth sagte brüsk: „Zum mindesten ist Eure Königin kleiner gewachsen als ich!“ Worauf Melvil sich verpflichtet fühlte, mit aller Ehrerbietung zu bemerken, daß Maria eine Kleinigkeit größer sei. „Sie ist überhaupt zu lang!“ antwortete ärgerlich Elisabeth.

Aber sie war auch die verantwortliche Königin

ihres Landes, die es mit dieser Verantwortlichkeit und mit Englands Größe sehr redlich nahm. Und zu letzterer gehörte es, nicht in die jahrhundertealten Kämpfe mit Schottland zurückzufallen, da diese der englischen Politik nur die Hände binden mußten, sondern die zuletzt überlieferte tatsächliche Abhängigkeit Schottlands von England auf diplomatische Weise aufrecht zu erhalten und zu befestigen, sie sicher zu stellen gegen die Gefahren, die in Marias zielbewußter Persönlichkeit, ihren Verbindungen und der freien Verfügbarkeit ihrer Hand lagen.

Das letzte, erwünschteste Ziel mußte die Angliederung Schottlands an die englisch-irische Krone sein, die Herstellung der großbritannischen Union unter englischer Führung, die als der Zukunftsgedanke des Inselreiches schon damals mit aller Bestimmtheit aufgetaucht ist. Auf diesen Plan hatte sie Rücksicht zu nehmen, die Erbansprüche Marias auf England zum Nutzen der künftigen Union zu wenden. Sie konnte diese schottische Nachfolge auf dem englischen Thron nicht wohl aus der Welt schaffen, wenn sie selber unvermählt blieb und — wie wenigstens von Zeitgenossen behauptet wird — wenn sie wußte, daß ihr ohnedies Nachkommenschaft versagt sein würde. Wir würden kein Recht haben zu sagen, Elisabeth blieb unvermählt, um der Union kein Hindernis zu schaffen, aber es lag jedenfalls nicht in Englands Interesse, die schottische Thronfolge an sich zu verhindern. Daß trotz eines schottischen Kö-

nigshauses England doch das vorherrschende Land bleiben würde, war mit aller Sicherheit in den Verhältnissen gegeben und war vorauszusehen, wie die Geschichte es nachmals auch bestätigt hat. Es galt also viel eher, diese Union künftig zustande kommen zu lassen und nur vor allen Dingen zu verhindern, daß der aus Marias Heiratsbereitschaft zu erwartende Nachkomme mit seiner dereinstigen Aussicht auf den englischen Thron der Sohn eines katholischen Herrn oder gar eines fremden katholischen Prinzen werde.

So löste sich alles auch von Seite der englischen Politik in sehr erwünschter Weise, da Maria nach ihrem Verzicht auf einen auswärtigen Prinzen sich zu einem einheimischen schottischen oder englischen Gemahl bequemen wollte: wenn dieser ein Protestant war. Und wenn er womöglich zu Elisabeth oder der englischen Regierung in einem persönlichen Vertrauensverhältnis stand. Das konnte auch bei einem Schotten der Fall sein, denn sowohl Murray wie Knox unterhielten eifrige Verbindung mit Elisabeths Ministern und würden geeignete Kandidaten gehabt haben. Aber noch besser wurde Englands Interesse gesichert, wenn dieser Gemahl Marias ein protestantischer Engländer war. So haben wir die Tatsache, die so viel Kopfzerbrechen gemacht hat, nicht allzuschwer zu verstehen: daß die Königin von England im Jahre 1563 als Bewerber um die Hand der schottischen Königin ihren eigenen Liebling aufstellte, Robert Dudley, den Sohn



Königin Elisabeth von England.
Gemälde eines unbekannten Meisters in der National-Porträt-Galerie in London.

des Herzogs von Northumberland, den sie im Verlauf dieser Pläne zum Grafen von Leicester erhob.

Dudley war 1532 oder 1533 geboren, also mit Elisabeth gleichalterig, ein schöner Mensch und glänzender Kavalier, in dessen Zügen uns, wenn man von einigen mehr allgemein schönen Köpfen der Holbeinschen Zeichnungen absieht, eigentlich zum ersten Male das typische aristokratische englische Gesicht der neueren Jahrhunderte entgegentritt. Seine Vorzüge erschöpften sich freilich in diesen äußeren Dingen. Er war durchaus nur Hofmann, auch nicht als Soldat zu gebrauchen, wie er später in den Niederlanden erwies; aber er hatte jene Virtuosität des liebenswürdig galanten Auftretens, die durch Oberflächlichkeit viel eher erleichtert als gehemmt wird, und hatte, was in dieselbe Kategorie gehört, auch skrupellosen Ehrgeiz genug.

Elisabeth übersah genau, wieviel an ihm sei, und zwar desto deutlicher, je älter ihre Beziehungen wurden. Aber ihre Zuneigung datierte aus ihren jungen Jahren und war ihr ein zu starker Lebenswert gewesen, als daß sie sie hätte auslöschen können. Sie hatte Dudley sogleich seit ihrer Thronbesteigung (1558) mit Gunstbeweisen und Gütern überhäuft und war seine Geliebte geworden. Seit 1560 Dudleys Gemahlin, Amy Robsart, in seiner vorsichtigen Abwesenheit, zu Cunmorhall auf der Schloßtreppe das Genick brach, was Dudley — und durch ihn

Elisabeth — schon einen Tag eher wußten und beklagten, als es geschah, wußte alle Welt, daß er Elisabeths Hand erstrebe. Hatte doch Dudley schon, ehe er Witwer wurde, geprahlt, bevor ein Jahr um sei, werde er eine andere Stellung in England einnehmen als jetzt. Diese Hoffnung hat ihm Elisabeth verweigert und tat damit nebenbei auch der öffentlichen Meinung Englands Genüge; aber dreißig Jahre lang ist er, wenn auch nicht ihr maßgeblicher Berater, dazu reichte es ihm nicht, so doch ihr vertrauter Günstling und natürlich nicht ohne Einfluß auf ihre persönlichen Entscheidungen gewesen. Diesen Mann also trug sie selber, aus einem eigentümlichen raschen Entschluß, den wir ihrer Seele vielleicht divinierend nachverstehen, aber nach unserem Material nicht zergliedern können, der Rivalin im Jahre 1563 als Gatten an. Soviel darf man aus einfachster Psychologie sagen und erkennt es auch aus den geführten Gesprächen, daß Elisabeth die Unwiderstehlichkeit eben dieses Vorschlages als selbstverständlich und das Opfer, welches sie der Politik brachte, als durchschlagend betrachtet haben wird.

Es wird uns anschaulich von den Verhandlungen über den Vorschlag erzählt. Maria empfing den englischen Gesandten, der ihn überbrachte, im Bett — nebenbei gesagt, eine in den neueren Jahrhunderten beliebte Sitte, die in dem feierlichen Lever der französischen Könige ihre zeremoniöse Ausgestaltung gefunden, sich auch

bis auf die Besuche in der bürgerlichen Gesellschaft ausgedehnt und noch zur Zeit des Empire den schönen Salonherrscherinnen à la Mme. Récamier die beliebte Pose im Negligé auf dem Ruhebett gegeben hat, welches daher in den Mittelpunkt der Gesellschaftsräume gerückt wurde. Die Königin von Schottland nahm die Nachricht des Gesandten etwas erstaunt auf, daß Elisabeth in der Lage sei, einen — noch nicht sogleich genannten — Gemahl für sie zu wissen, und scherzte mit dem anwesenden schottischen Lord Argyle darüber, so daß dieser, der sehr wohl verstand, im gleichen Scherzton frug: ist die Königin von England ein Mann geworden? Aber sie interessierte sich, wenn nicht für Dudley, so doch für die Sache durchaus ernsthaft und ging darauf ein, da sie sofort einsah, daß mit einer derartigen Ehe das endgültige und formelle Zugeständnis Elisabeths für Marias englische Thronfolge verbunden sein müsse. Um die gleiche Zeit sprach Elisabeth über den Plan mit dem an ihrem Hofe in politischer Mission anwesenden Staatsekretär Maitland. Sie fügte ihren Empfehlungen im Eifer hinzu, der Himmel habe Lord Robert soviel Reize verliehen, daß sie selber ihn allen Fürsten der Welt vorziehen würde, wenn sie überhaupt zu heiraten gedächte. Maitland antwortete: Ihre Majestät gäbe damit seiner (Maitlands) Herrin einen bewunderungswerten Beweis von Zuneigung, indem sie ihr jemanden anbiete, der ihr selber derartig teuer

sei. Aber vielleicht eben deswegen möchte seine Herrin die Königin von England eines Mannes nicht berauben wollen, den diese so hoch schätze, selbst wenn sie ihn ebenso sehr lieben könnte wie Ihre Majestät. Man redete zu jener Zeit auch an den Höfen noch merkwürdig geradezu, und die berufsmäßige Diplomatie, so klug sie war, war wiederum noch jung und begründete erst den Schulton, den sie bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein weiter abgedämpft hat. Als Elisabeth, immer in ihrer Herzensmeinung über Dudley befangen, offenbar Maitlands Antwort als ernsthaft gemeint mißverstand und den Einfall, der ihr im Moment durch den Kopf ging, heraussagte: sie wünschte, der Earl von Warwick wäre so anziehend wie sein Bruder (Dudley), dann hätten beide Königinnen ihr Teil (we might then each have had our own), machte Maitland, dem der englische Günstling als schottischer König nicht paßte, einen halben Scherz daraus, so wie man damals noch etwas robust mit königlichen Damen scherzte: Seine Herrin, Königin Maria, sei noch jung; Ihre Majestät von England täte wohl besser, Lord Robert erst einmal selber zu heiraten. Wenn sie dann Kinder kriegte, so wäre das, was ihre Untertanen sich nur von ihr wünschen könnten; sollte sie aber keine haben und es Gott gefallen, Elisabeth in seine Gnade abzuberufen, so könnte ja Maitlands Herrin, die Königin von Schottland, beides von ihr erben, Krone und Mann; eine

von beiden würde doch am Ende von ihm Kinder kriegen. Elisabeth lachte, hatte aber doch von dem Gespräch genug und ließ es fallen. Bei Maitlands Abreise kündigte sie ihm noch wieder sehr ernsthaft an, daß ein spanischer, österreichischer oder französischer Gemahl der Maria Stuart offenen Krieg mit England bedeute. Maria aber paßte es, nach der anfänglichen vorsichtigen Aufmerksamkeit für den Vorschlag, erst recht nicht, den Gebieter ihres Herzens von Elisabeth bei deren Lebzeiten zu erben. Sie wollte von Dudley nichts wissen trotz aller Bemühung der englischen Diplomatie. Sie hoffte ihr Thronfolgerecht auch zu sichern, ohne daß sie sich damit die Hand im protestantischen Sinne band. Eben jetzt gewann es ihr ein Bewerber ab, in den sie sich mit dem Augenblick, wo er ihr persönlich näher trat, verliebte und den sie mit ihrer ganzen Entzündbarkeit und Raschheit festhielt. Das ist Darley oder Darnley.

* * *

Heinrich Stuart Lord von Darley — so schreiben die Zeitgenossen — war der Sohn des Grafen von Lennox und gehörte, wie schon sein Name anzeigt, einer nicht regierenden Linie des Stuartschen Königshauses an. Er war aber auch von mütterlicher Seite aus königlichem Blut, denn jene Margarete, die Tochter König Heinrichs VII. von England, von der wir bei Gelegenheit des Schlosses Linlithgow erzählt haben,

hatte nach König Jakobs IV. Tode den Grafen Archibald Douglas geheiratet, und die Tochter dieser Ehe, Margarete, war als Gräfin Lennox die Mutter Darleys. Die Ehe mit ihm war also durchaus keine Mesalliance, noch weniger als mit Dudley, sondern sie konnte durch Darleys mütterliche Abkunft die Ansprüche Marias auf England eher verstärken. Er war 1545 geboren, also nicht unerheblich jünger als Maria, und hatte bisher in England gelebt, da sein Vater als Parteigänger der Reformation und Heinrichs VIII. vorzeiten aus Schottland geflüchtet war. Trotzdem die Familie dieses Exil dem Protestantismus verdankte, war die ehrgeizige Mutter, Margarete Lennox, im Herzen katholisch geblieben und hatte auch auf den Sohn in dieser Richtung Einfluß geübt. Ihr Haus, wo Königin Elisabeth schlechtweg als der Bastard bezeichnet wurde, war der heimliche Mittelpunkt aller katholischen Anzettelungen in England, und Margaretens Pläne gingen nicht nur darauf hin, ihrem Sohne, gestützt auf seine genealogischen Beziehungen, eine große Zukunft zu bahnen, sondern ihn zugleich zum Werkzeug der erhofften Rekatholisierung aller drei Königreiche zu machen.

So war für Darley längst an die Hand der Maria Stuart gedacht worden, da eben dies die größte Aussicht für alle jene Pläne war. Kaum war die junge Königin, von Frankreich kommend, in Leith gelandet — sie saß noch auf einem alten Koffer, wie uns realistisch geschildert wird,

wahrscheinlich war es derjenige, welcher anstatt des Oheims ihre Juwelen bewahrte —, als der Beauftragte der Gräfin Lennox, der Erzieher Darleys, an sie herantrat und eine Eheverbindung mit diesem zu verhandeln begann. Die Gräfin hatte die Sache wohl vorbereitet, sich mit den katholischen Familien Schottlands beraten und deren Zustimmung gefunden. Darley war von Anfang an ein Kandidat der noch katholisch verbliebenen Schotten und ihnen mindestens zum Teil der Erwünschtere, als ein mächtiger auswärtiger Prinz ihres Bekenntnisses. Maria hatte sich denn auch bei dem brautwerbenden Instruktor nach ihm, seinen Eigenschaften, seinen Verbindungen in Schottland und England genauer erkundigt, aber doch keinen rechten Grund gesehen, den fünfzehnjährigen Knaben zu heiraten. Seitdem waren vier Jahre vergangen und im Februar 1565 kam Darley selber nach Schottland, seine königliche Verwandte zu begrüßen. Er wird als ein schön herangewachsener Jüngling geschildert, war aber als Persönlichkeit gänzlich unfertig, in jeder Beziehung mittelmäßig, wenig gebildet, von jedem stärkeren Willen und jeder größeren Klugheit leicht bestimmt. Jedenfalls aber kam er, um alles daran zu setzen, seine schöne Verwandte zu heiraten und durch sie in letzter Linie König von England zu werden. Während er durch eifrigen Besuch der Predigten Knox' in der Hauptstadt und der sonstigen reformierten Gottesdienste die Protestanten und Murray zu

beruhigen suchte, die seine Hinneigung zum Katholizismus wohl wußten, hatte er es nicht schwer, Maria, der er sofort außerordentlich gefiel, zu überzeugen, daß er sein protestantisches Bekenntnis als Provisorium auffasse. Er wollte sie, und soviel guten Rat besaß er, sie ihn wollen zu lassen, bis er sein Ziel erreichte. Auch die Agenten der international-katholischen Bestrebungen am schottischen Hofe setzten sich nun für Darley ein, darunter Riccio, während den französischen Kavalieren der Maria, von denen die Rede gewesen ist, inzwischen nahe gelegt worden war, besser nach Hause zurückzukehren. Es war rasch genug ersichtlich, daß Maria Darley heiraten werde, und ebenso ersichtlich wurde auch schon sowohl für Murray wie für Elisabeth von England, daß hier eine von langer Hand durch Margarete Lennox betriebene Intrige die Form eines Herzensbundes annehme, der sich jedem Einspruch versagen werde. Es wird zwar von den Historikern gemeint, Königin Elisabeth hätte bei der politischen Zweckbedachtheit Marias die ganze Sachlage wieder wenden und deren Verhältnis zu Darley zu einem episodischen Flirt herabdrücken können, der voraussichtlich bald seinen Reiz für die überlegene Frau erschöpft hätte: nämlich wenn Elisabeth den Plan der Vermählung mit Leicester deswegen noch nicht hätte fallen lassen und als Preis rückhaltlos das Erbrecht Marias anerkannt hätte, anstatt umgekehrt die Ratifikation des im Edinburger Ver-

trag ausgesprochenen Verzichts zu fordern. Aber wie dem sei, Elisabeth war dieser Verhandlungen überdrüssig. Sie war doch zu sehr persönlich beteiligt, um die Hinauszögerung psychisch zu ertragen, mochte auch nichts mehr von Erörterungen hören, welche immer zur Voraussetzung ihren eigenen Tod und das Überleben der Maria Stuart hatten. Schon als Maitland in dieser Angelegenheit an ihrem Hofe anwesend war, sagte sie ihm, er stelle ihre Totenuhr vor, welche jeden Augenblick das Grabgeläute ertönen lasse. So nannte sie Leicester nicht mehr, ließ aber nun erst recht die englische Thronfolge in der Schwebe. Maria dagegen handelte unter dem Eindruck, daß man sie in letzterer Frage doch nur hinhalten würde.

Inzwischen wurde ihre Beziehung zu Darley immer zärtlicher. Sie stand in engster Intimität mit ihm und pflegte ihn persönlich, als er einmal bettlägerig war. Für die Meinung, daß noch etwas übrig blieb, was ihre Verliebtheit in Schranken hielt, spricht vielleicht erheblicher, als die Versicherung in einem diplomatischen Schriftstück, die Erwägung, daß Darley sicherer zum Ziel kam, wenn er in seiner günstigen Position, sich von ihrer Liebe suchen zu lassen, keinen Augenblick vergaß, daß er von ihr geheiratet sein wollte. Jedenfalls kümmerte die ungeduldige junge Königin sich bald um gar nichts mehr, schlug alle gründliche Selbstprüfung in den Wind, ebenso alle Rücksichtnahmen auf

Elisabeths künftiges Verhalten, überwarf sich mit dem französischen Hofe und ihrem Oheim, welche immer noch an irgend eine französische Verbindung dachten, und mit Murray, auf dem ihre ganze bisherige Regierung beruhte. Wenn ihr zeitweilig, in dem Sinne, wie Margarete Lennox es wünschte, Darley als ein Gewinn für ihre katholischen Absichten erschienen sein mochte, so mußte sie inzwischen inne werden, daß sie dies überschätzt hatte, sowohl im Persönlichen wie im Sachlichen. Aber das war ihr alles gleichgültig geworden. Das einzige, was sie gewann, während sie die große reformierte Mehrheit ihrer Untertanen bedenklich machte, war der von den bisherigen Zweifeln und Sorgen befreite Anhang der schottischen katholischen Familien. Eine gewisse Verstärkung erhielt diese Anlehnung dadurch, daß die katholischen Intrigen am Hofe Mut faßten und mit Versprechungen nicht sparten. Auch bisherige Gegner Murrays, welche ins Ausland gegangen waren, wie Graf Bothwell, kehrten zurück, seitdem sie merkten, daß Murrays Rat für seine Schwester nichts Entscheidendes mehr bedeute, und suchten innerhalb der neuen Wendung der Dinge Boden zu gewinnen. Murray dagegen zog seine Verbindung mit Elisabeth enger und sammelte sogar, ehe ihn die Dinge überrumpeln könnten, aus seinen Anhängern ein kleines Heer. Elisabeth schickte die Gräfin Lennox aufs neue in den Tower und befahl etwas töricht dem Sohne, nach England zurückzukehren.

Woraufhin Darley knabenhaft äußerte: sie sei bloß neidisch auf sein Glück.

Alle diese Dinge gehen sehr rasch. Am 15. Mai 1565 bereits erklärte Maria einer Adelsversammlung zu Stirling ihren Willen, Darley zu heiraten. Man konnte auf seinen Übertritt zum Katholizismus gefaßt sein, die dauernde Befestigung einer katholischen Dynastie voraussehen. Deswegen veranlaßte Knox eine Bittschrift der reformierten Kirche, daß die Messe im königlichen Palast nicht mehr geduldet werden und alle Untertanen der Königin, also auch Darley, gehalten sein sollten, den reformierten Gottesdienst zu besuchen. Maria begegnete dem mit Beschwichtigungen und einer vollendeten Heuchelei, der das Land nicht gewachsen war. Sie war nie so entgegenkommend und versprechungsbereit, wie jetzt, und zum ersten Male besuchte sie selber die reformierte Predigt. So konnte ihre Vermählung mit Darley am 29. Juli 1565 in der Kapelle von Holyrood ungestört vor sich gehen. Aus der Sorge war sogar eine gutherzige Anteilnahme des wenig nachhaltigen Volkes an dem Glück seiner Königin geworden, und die ersten Lords des Landes nahmen an der Feier teil.

Darley hieß König. Die Königin hatte ihm tags zuvor den Titel formell übertragen, hatte ihm in der Unbesinnlichkeit ihrer Liebe auch versprochen, daß er im selben Umfange wie sie selber, in ehelicher Gütergemeinschaft könnte man es ausdrücken, die Rechte des Königtums aus-

üben werde. Bei dem Hochzeitsmahl wurde Darley mit allen Ehren eines Souveräns von den vornehmen Inhabern der Hofämter zeremoniell bedient.

Murray verließ sich darauf, daß er das Interesse der protestantischen Bevölkerung vertrat und daß Elisabeth von England ihm nicht nur helfen wollte, sondern auch helfen mußte. Denn von umstürzenden Vorgängen in Schottland war vorauszusehen, daß so gut wie notwendig auch England werde in Mitleidenschaft gezogen werden. Aber auch dieser Kluge sollte es erleben, daß es nicht zureicht, recht zu haben und das zu vertreten, was allen oder den meisten wichtig sein muß. Er, der der Königin Maria allzusehr ohne Distanz gegenüber stand und allzugut wußte, was von ihr zu halten sei, verkannte, welche Beliebtheit sie noch im Volke besaß, auch bei jenen minder naiven Schichten, die nicht durch jede Hochzeit ohne weiteres in eine gerührte Begeisterung geraten. Er unterschätzte aber auch ihre persönliche Kunst. Allerdings hier erwies sie, daß sie das Virtuosentum der Verstellung, dessen die vielverliebten Frauen bedürfen und das sie zu unglaublichen Graden des Raffinements auszubilden pflegen, auch politisch zu handhaben wußte. Sie erhielt in diesen kritischen Tagen, da Murray eine drohende Haltung annahm, ihre Untertanen bei dem Glauben, daß sie es mit der reformierten Kirche unverbrüchlich gut meine, daß ihr vielleicht sogar schon innerlich das re-

formierte Bekenntnis teuer sei; noch einmal riß sie das leichtgläubige Schottland in ein Entzücken der Treupflicht für seine schöne und hochgemute Königin hin. Und in den gleichen Tagen brachte sie die ganze katholische Welt in Bewegung, sorgte, daß man ihr Geld sandte und Hilfe verbriefte. Vor allem half ihr Philipp II. finanziell und diplomatisch. Er brachte sogar den Papst dazu, daß er von seinen immensen Einkünften die etwas bescheidene Summe von achttausend Scudi hergab und daß er versicherte, er werde helfen, solange er noch über einen Kirchenkelch verfüge. Der Kardinal von Lotringen erhielt durch diese Verabredungen wieder einmal Gelegenheit, gleich einer selbständigen politischen Macht in Europa aufzutreten und in das Getriebe einzugreifen; Marias Gesandtem am französischen Hofe, dem Erzbischof von Glasgow, winkte aus der Wiederherstellung des Katholizismus in Schottland der Kardinalshut, kurz, es schien, als ob schon dieser Anlaß die festgeschlossene katholische Liga herbeiführen sollte, die den Glaubenskampf im großen Stil entfesseln würde. Aber eben diese Besorgnis hegte auch Elisabeth. Zwischen den beiden Gefahren, daß Maria siegte und sie darüber mit ihr zum Konflikt kam, oder daß sie ihr jetzt entgegentrat und sich dadurch in internationale Schwierigkeiten verwickelte, wählte sie die erstere. Sie unterstützte Murray nur anstandshalber, ganz geringfügig und mit höchster Vorsicht, auf die Weise, daß sie einen ihrer Befehlshaber im

Norden scheinbar auf eigene Faust eine kleine Truppenentsendung vornehmen ließ. So wurde Murray von Maria unschwer in die Enge getrieben. Es blieb ihm bald nichts mehr übrig, als mit seinen Freunden nach England zu fliehen, wo Elisabeth ihn öffentlich als einen Aufrührer gegen die Souveränität behandelte, aber ihn unter der Hand wissen ließ, daß das nicht so tragisch zu nehmen sei. Marias Sieg war vollkommen und erschien ihr so dauernd, daß sie nun die Maske abwarf. Zu dem Parlament, das sie am 7. März 1566 im Rathause von Edinburg eröffnete, zog sie nach dem alten Status den hohen katholischen Klerus Schottlands wieder herbei und enthüllte ihre Pläne einer katholischen Umformung des Landes.

Aber schon damals war derjenigen halbdunklen Persönlichkeit, deren Führung sie sich mehr überließ, als ihr vielleicht selber bewußt ward, das Verderben geschworen.

Ein wirklicher Bund zwischen ihr und Darley war aus der Ehe nicht entstanden. Nur ein verschwenderischer Flitterwochenrausch und — was nach dem Rausche folgt. Sie hatte sich Genüge getan in ihrem Verlangen zu ihm und sah nur noch den oberflächlichen, haltlosen Menschen, der er wirklich war. Und diejenige, die eine Liebe nie ganz verlieren oder vergessen kann, auch wenn sie noch so sehr ernüchtert wird, eine Frau von der aufbauenden und erziehenden Kraft des unverbrauchten Herzens war sie längst nicht mehr.

Er war ihr über und schon zuwider und mußte es erst recht werden, wenn man ihr hinterbrachte, wie er sich betrunken oder was er sich sonst erlaubt habe. Die Hauptsache aber war, daß sie längst in dem Netz der Spinne saß, deren stille Arbeit jetzt vollendet war. Das ist David Riccio. So wird der Name geschrieben, also Rittscho gesprochen; Rizzio ist nur die falsche Aussprache der Schotten, die dann willkürlich so, wie man hörte, auch geschrieben wurde.

Er stammte aus Poncalieri in Piemont, war im Schreiberdienst des Erzbischofs von Turin emporgekommen und von da aus mit dessen Schwager, dem savoyischen Gesandten Moretta, 1561 nach Edinburg gekommen. Aber bereits stand der höchst geschickte und verwendbare Agent im Solde des Papstes und war der Vertrauensmann der katholischen Mächte. Der savoyische Kanzleidienst, die völkerrechtliche Exemtion, in die er dadurch eingeschlossen war, war ihm nur noch die Deckung, um in Edinburg Fuß zu fassen und in Marias unmittelbare Nähe vorzudringen. Das gelang dem schlauen und talentvollen Italiener auch vollkommen. Seine musikalischen Fähigkeiten und seine Gewandtheit in ihrer geliebten französischen Sprache gaben Anlaß und Motiv, daß sie ihn in ihren persönlichen Dienst nahm, zunächst als Kammerdiener und Chorsänger, seit dem Dezember 1564 als Sekretär für ihre auswärtige Korrespondenz. Von da ab ward er ihr eigentlicher Vertrauensmann oder

vielmehr ihr maßgeblicher Berater. Er ward es in feinerer und wertvollerer Weise, indem er die stolze Königin nicht als eine gehorchende Schülerin zu benutzen suchte, wie ihr imposanter Oheim hatte tun können, sondern indem er ein enges Gesinnungsbündnis mit ihr herstellte, welches Maria nach deren Vermeinen alle Initiative ließ. Schon an der allgemeinen Situation, die zu der Heirat mit Darley führte, und selbst an Marias persönlicher Disposition für den jungen Verwandten hatte Riccio werktätigen Anteil gehabt. Seitdem hatte ihm die Figur Darley allen Effekt gehalten, der für die innere und äußere Sachlage aus der Vermählung entstehen konnte, und hatte ihre Schuldigkeit getan. Das entschlossene kriegerische Vorgehen Marias gegenüber Murrays drohender Haltung, der Verzicht auf jede Vermittelung ihm gegenüber, die eifrigen Verhandlungen mit den katholischen Mächten, die Vorbereitungen eines allgemeinen europäischen Kampfes, der den späteren Dreißigjährigen Krieg jetzt nach England und Schottland verlegt haben würde, in alledem haben wir Riccios Diplomatie und sein antreibendes Einverständnis mit der Königin zu erkennen. Die Gesandten der übrigen Mächte berichteten nach Hause, daß durch seine Hand alle wichtigen Geschäfte gingen, daß er der tatsächliche Leiter der königlichen Politik geworden sei; wir wissen auch von den triumphierenden Botschaften, die er selber nach Rom sandte. Die „Ausrottung der Ketzerei“, die ka-

tholische Gegenreformation in Schottland schien unmittelbar bevorzustehen, Marias Sieg über Murray der Anfang davon zu sein. Als nächstes galt Murrays und seiner Freunde endgültige Vernichtung, und der Gedanke war wahrlich nicht schlecht, die materiellen Machtmittel, die die Krone in den protestantischen Ländern durch die Säkularisationen gewonnen hatte, umgekehrt sich hier durch die Einziehung der Güter der vornehmen Protestanten zu verschaffen. Jenes Edinburger Parlament in der Zusammensetzung, wie es von Maria am 7. März eröffnet wurde, sollte nach ihren eigenen Mitteilungen an den Erzbischof von Glasgow der Konfiskation der Güter der Anhänger Murrays und der Herstellung der ehemaligen Landesreligion dienen.

Auch die katholische Intrige hatte damals erst zu lernen, daß derartig umfassende Dinge nicht übers Knie gebrochen werden können und die Geduld einer viel gründlicheren und leiseren Vorbereitung erfordern. Riccio ist darüber zu Fall gekommen, daß er, verführt durch seine Intimität mit Maria und durch den glücklichen Fortgang der Dinge, Darley denn doch gar zu sehr als quantité négligeable betrachtet hat. Er übersah ihn allzusehr, hatte ihn beiseite geschoben und beging den Parvenüfehler, dies zu deutlich merken zu lassen. Darleys Situation war in der Tat die denkbar kläglichste. Von seiner Regierung oder Mitregierung war gar nicht die Rede, selbst sein Königstitel stand in

Zweifel, man sprach von „Seiner Hoheit" und half sich ähnlich um sein Königtum herum, das mit Einschluß von Maria kein Mensch mehr ernsthaft nahm. Dafür führte ein Jemand, den er als Kammerdiener oder Schreiber betrachtete, die Geschäfte der Regierung. Und während die Königin ihrem Gemahl längst den familiären Zugang versagte, war bei ihr in ihren intimsten Gemächern der Italiener bis über Mitternacht, „beschäftigt mit der auswärtigen Korrespondenz", wie diejenigen neueren Geschichtserzähler, die außerdem Töchterschuldirektoren sind, voll pädagogischen Sinnes hinzusetzen. Darley faßte es auf als eine offene Schmach seiner Ehe und wollte sich nicht zu dem Verständnis bequemen, daß alles im Leben nicht auf die Tatsache, sondern auf die Façon ankommt, wie es sich darstellt; denn was einst, zur Zeit der ledigen Witwe Maria Stuart, dem jungen Chastelard den Hals brach, das deckte sich nun zur Zeit der vermählten Königin mit dem Titel eines Valet de Chambre und privaten Sekretärs beruhigt zu.

Ebenso naheliegend wie nutzlos haben sich viele Leute den Kopf darüber zerbrochen, wie weit das Verhältnis Marias zu Riccio wohl gegangen sei und bis wann es vielleicht zurückdatiere. Aktenmäßig Sicheres mit ja oder nein erfährt man aber doch über das Geheimnis zweier Leute nur in vereinzelten Fällen, so daß man schließlich am besten tut, höchstens privatis-

sime dasjenige anzunehmen, was man je nach Persönlichkeiten und Umständen für das Vermutliche hält. Und sich auch dann, ganz im allgemeinen gesagt, immer noch bewußt zu bleiben, daß nichts so launenhaft und zuweilen unwahrscheinlich ist, als die Wirklichkeit des Geschehens oder Nichtgeschehens, und oft viel seltsamer als alle Vernunft. Wo die Dokumente aufhören, da tritt die Ahnung, die Intuition, die Phantasie in ihre weiten Spielräume, kurzum alles, was man an dem Dichter lobt und an dem Historiker tadelt. Wir wissen nichts zuverlässig Genaues. Wir werden gutmütig lächeln, wenn brave Leute und schlechte Frauenpsychologen die Unansehnlichkeit und Häßlichkeit des Riccio als ein Argument anführen, daß er keinen persönlichen Eindruck auf Maria habe machen können. Wir können aber getrost abwehren, wenn der englische Gesandte, mit dem Darley zu dieser Zeit sehr intim war, sich hinreißen ließ, nach Hause an Leicester zu schreiben: „Es beelendet mich um euch, wenn Davids (Riccios) Sohn König von England werden sollte!“ Das bezieht sich auf Marias Sohn Jakob, den nachmaligen König der drei Reiche, der am 19. Juni 1566 geboren wurde. Wohin kämen wir auch mit unserem dynastischen Gefühl, wenn derartig unbedenklichen Kombinationen für irgendwelche zurückliegenden Jahrhunderte so leicht die Tür dürfte geöffnet werden.

Es handelt sich doch um ganz andere Dinge, als darum, ob, um im Zeitstil zu sprechen, eine

très grande et fort honneste dame ein Verhältnis mehr oder weniger gehabt, ob sie sich auch zu einem Riccio als Liebhaber verirrt hat oder nicht. Die einen machen ja heute eine Art Kultus aus Maria Stuort, weil sie das „Recht" der schönen Frau und ihres vielverliebten Herzens über ihren guten Ruf als Weib und Königin gestellt habe, die anderen verteidigen ihre Ehre mit einer treuherzigen Inbrunst, die etwas ritterlich Rührendes, aber nicht immer viel Überzeugendes hat; aber alle beide Parteien begehen den Fehler, soweit sie historisch genommen werden wollen, allzusehr an dem Liebesverhältnis als solchem kleben zu bleiben. Dieser musikalische und klerikale Rattenfänger besaß viel mehr als alle, zu denen sich je das schöne souveräne Weib geneigt hatte; er war, dieser besoldete Agent, der bedingungslose Vertraute der Monarchin und hielt ihre feurige Seele von seiner Macht umschlossen. Ob er König Darley in jenen Monaten betrog, bleibt unsicher, aber das ist gewiß, daß er bei dessen Frau über ihn lächelte. Maria hatte ihre Freunde nach Hause schicken können, als ob sie nie dagewesen wären, und konnte gegen Darley sein, als ob sich niemals ihr Herz für ihn geöffnet habe; aber daß man ihr Riccio nahm, hat sie nicht vergessen und verzeihen wollen und hat ihn, wie eine Kriemhild ihren Siegfried, mit der verschlossenen Arglist des nachhaltigen Weibes, nur ohne die Großartigkeit und den Heroismus der Burgundin, gerächt.

Eine neue umfassende Verschwörung zog ihre Kreise, in denselben Monaten, da Maria ihr Kind erwartete. Mit dem tatbereiten Hasse Darleys vereinigte sich die mehr oder minder eingeweihte Zustimmung der durch Riccio verdrängten hohen Beamten, Maitlands und anderer, sowie Murrays und der übrigen Exilierten, auch die von Knox. Um zweierlei handelte es sich, im politischen Teil um Neugestaltung der Regierung, Gefangennahme Marias, Übertragung der nominellen Gewalt an Darley, Rückführung Murrays zur Wiederübernahme der amtlichen Regierung, Berufung eines neu zusammengesetzten Parlaments, und als Voraussetzung für das alles um die Beseitigung Riccios, wozu sich Darley mit dem Lord Ruthven und dem Kanzler Graf Morton, einem Douglas, zu engerer Verabredung zusammenfand.

Am Abend des 9. März 1566, zwei Tage nach der zu Eile mahnenden Eröffnung von Marias Parlament, kam der letztere Teil des Planes zur Ausführung. Maria saß mit Riccio, Robert Stuart — einem weiteren Halbbruder von ihr —, der Gräfin von Argyle, dem Hauptmann der Leibwache Arthur Erskine, ferner ihrem französischen Arzt und einer Hofdame beim Abendessen, in dem erwähnten kleinen Speisezimmer im Turm von Holyrood, einem wahrhaft winzigen Raum im Geviertmaße von 10 und 9 Fuß. Im Stockwerk darunter hatte Darley seine Zimmer; aus seinem Schlafgemach führte eine enge

Wendeltreppe sowohl nach unten auf die Straße, wie nach oben in jenes Gemach der Königin. Alle diese Räumlichkeiten waren und sind so eng, daß immer nur einer nach dem andern die Treppe hinaufgelangen konnte und überhaupt in das Eßzimmer fast niemand mehr hineinging.

Ganz unvermutet kam Darley, den man in diesen Gemächern seiner Frau längst nicht mehr gewöhnt war, die Treppe herauf. Er setzte sich in den verwunderten Kreis und legte den Arm um die Königin, scheinbar in einer Anwandlung von Vertraulichkeit, jedoch in der Absicht, sie nachher festzuhalten. Zugleich sah man erschrocken, wie sich Lord Ruthven aus der winzigen Treppentür hervorbückte, geisterhaft bleich, weil er sehr krank war, das Haupt unbedeckt, aber die Brust vom Eisenharnisch umhüllt. Hinter Ruthven hörte man andere, es waren Ker of Falkonside und Georg Douglas nebst bewaffneten Trabanten und kerzentragenden Dienern. Ohne Umschweife erklärt Ruthven, er habe mit dem Sekretär zu sprechen. Die Königin fragt entrüstet Darley, was das alles bedeuten solle, er zuckt die Achseln. Nun reißt sie sich los von ihm, erhebt sich gebieterisch und während Ruthven, was er sagen will, dazwischen redet: „Ich sehe hier einen Menschen, der einen Platz einnimmt, der ihm nicht zukommt; von einem Bedienten wollen wir uns in Schottland nicht regieren lassen!“, erklärt sie in höchster Entrüstung, sie werde jeden Gewaltschritt gegen ihren Se-

kretär als Hochverrat bestrafen. Auch Riccio ist aufgesprungen, hat sich hinter die Königin geflüchtet, krallt sich in zähneklappernder Todesangst in ihre Kleider. Bei der Enge des Raumes ist er durch die Königin so gut wie gedeckt. Man ruft, sie soll ihn herausgeben, Ker von Falkonside in sinnloser Erregung setzt seine Pistole auf die Brust der Königin. Im Tumult wird der Tisch umgeworfen, fällt gegen Maria, es entsteht ein wildes Durcheinander, hier ist nur für Dolche, nicht für Degen Platz, man sticht nach Riccio, zerrt ihn von Maria los, schleift den Jammernden durch ihr Schlafzimmer, wo er sich vergebens an ihrer Bettstelle festzuhalten sucht. Am Ausgang dieses Zimmers empfangen ihn andere, die über die Haupttreppe hinaufgekommen sind. Verabredet ist, ihn nur fortzuholen und am andern Morgen mit irgendwelchem Anschein von Justiz aufzuhängen. Aber in der unbeschreiblichen Erregung sticht alles darauf los, man verwundet sich sogar gegenseitig, auf dem kleinen Flur an der Haupttreppe stirbt der Unglückliche unter den Dolchen und Degen, und der von sechsundfünfzig Stichen, wie man später nachzählte, durchbohrte Leichnam wird nach einer für häusliche Ermordungen stehenden Praxis durch das Fenster in den Hof geworfen.

Darley war im Eßzimmer geblieben und hielt die Königin fest; er hat, wie sicher erscheint, die Waffe nicht persönlich gebraucht. Nach voll-

brachter Tat kam Ruthven zurück und sagte der Königin alles heraus: die Unerträglichkeit der Herrschaft dieses fremden Agenten, seine verräterischen Verbindungen mit auswärtigen Fürsten, seine Ratschläge zur Herstellung der katholischen Religion, die Notwendigkeit, die geflüchteten Lords zurückzuberufen und eine neue Regierung einzusetzen. Die Königin blieb für die nächste Zeit die Gefangene der siegreichen Verschwörung. Die Kunde von Gewalttat im Schlosse war in die Stadt gedrungen; die Bürger liefen zusammen, kamen mit Waffen, man läutete Sturm, sie zogen vors Schloß. Dort erhielten sie die Aufklärung, es sei nichts geschehen, als nur der italienische Schreiber getötet, der im Bunde mit dem Papste und den Spaniern den Katholizismus habe herstellen wollen; die Königin sei in aller Sicherheit und in der Obhut ihres Gemahls. Damit beruhigt und freundlich einverstanden zogen die Bürger allmählich wieder ab. Unterdessen machten sich die katholischen Vornehmen des Parlaments Hals über Kopf aus der Stadt davon; dafür trafen noch am selben Abend die ersten von der geflüchteten Partei, welche also genau über Tag und Stunde unterrichtet waren, in Edinburg wieder ein.

* * *

Jetzt regierte also Darley. Er löste das Parlament auf, welches dem Programm nach am 12. März die Konfiskation jener Güter und

die Wiederherstellung der katholischen Kirche hatte beschließen sollen. Aber schon zerrann Darley seine Stellung aufs neue unter den Händen; von den reformierten Herren, die nun wieder die Oberhand hatten, wollte niemand ernstlich von ihm wissen. Er erfuhr bald genug, daß er mit seiner konfessionellen Unzuverlässigkeit nur das Werkzeug dieser Verschwörung gewesen war, nicht, wie er meinte, sie für ihn geschehen.

Es ist eine Zeit, wo alles robuster zugeht, als heutzutage, voran das Physische, denn weder Maria, die im sechsten Monat war, noch ihr Kind haben Schaden von jener Szene genommen. Sie war sogleich gefaßt und wußte, was sie zu tun habe. Es galt vor allem, aus dem Gewahrsam zu entkommen, und wieder ihre sicherste Kunst hat ihr dazu geholfen. Sie kam den geflüchtet gewesenen Lords versöhnlich entgegen, und speziell Murray begrüßte sie wie einen Retter in ihrer persönlichen und des Landes Lage. Ihm konnte es recht sein, sich mit ihr zu stellen, um Darley zu eliminieren. Gleichzeitig nahm Maria ihren Gemahl und Hüter, den angeblich regierenden König, so, wie es zu ihrer Absicht helfen konnte, und erreichte auch alles. Sie war so ergeben in alles Geschehene, daß er ganz gerührt war und vollends beschämt wurde, wie sie ihm klar machte, daß er das Königtum in eine sehr üble Lage gebracht habe. Der Schwachkopf sah alles ein und war völlig

einverstanden, mit ihr aus Holyrood zu fliehen, um König und Königin unabhängig von den Lords zu machen. Auf ihre Veranlassung sprach er mit den Verschworenen, in dem Sinne, daß alles gut sei und die Tat straflos bleiben werde; er setzte sein Leben zum Pfande, daß die Königin nicht gegen die zurückgekehrten Lords vorgehen werde. Damit erreichte er, daß man die Beiden im Schlosse allein ließ. Zwar nicht ohne Mißtrauen hob man die Bewachung auf, weshalb auch Ruthven, als sie gingen, Darley die Schicksalsworte zurief: „Wenn infolge hiervon Blut fließen sollte, so komme es über Euch und nicht über uns!"

Sobald die Lords und ihre Leute weg waren, verließen Maria und Darley das Schloß. Sie gingen durch die Weinkeller, von da führte sie ein unterirdischer Gang — es gab deren wirklich in den alten Zeiten für solche Zwecke bei Krieg und Unruhen, wenn es auch nicht so viele gab, als die Phantasie der örtlichen Volkssagen wissen will — in die verfallende anstoßende Abtei Holyrood. Bei den Gräbern der schottischen Könige kamen sie in der Kirche heraus und von hier ins Freie, wo sie der erwähnte Arthur Erskine mit Pferden erwartete. Maria stieg zu Erskine aufs Pferd, der König ritt neben ihr, so ging es in zweistündigem schonungslosem Galopp davon, bis in der mondhellen Nacht das feste Felsenschloß Dunbar an der Mündung des Firth, an der offenen See erreicht war. Heute liegt

die vielgenannte Burg in Ruinen und bei Flut schlagen die Wellen darüber weg, denn die Einwohner des Fleckens haben sie in den Bürgerkriegen des nächsten Jahrhunderts niedergerissen, weil bald die eine, bald die andere Partei dorthin flüchtete und sie es müde waren, die Opfer dieser wechselnden Kämpfe zu sein.

Unter der Zeit hatten die Lords der katholischen oder vielmehr Murray-feindlichen Partei Mannschaften gesammelt, und mit ihnen stellte Maria die Verbindung her. Es sind besonders die Grafen Huntley aus dem Hause Gordon, Athol und Bothwell zu nennen. Von ihnen war der Letztgenannte reformiert, aber ein alter Gegner Murrays, was ihn, nach dem schon früher betonten Übergewicht der persönlichen Adelseifersucht über die Bekenntnistreue, in das katholische Lager hinübertrieb. Überaus verschieden wird dieser Mann von den Zeitgenossen beurteilt und geschildert; die einen nennen ihn schön, andere das Gegenteil; ein französischer Zeitschilderer, der ihn freilich nie gesehen hat und überhaupt nur Superlative schreibt, nennt ihn den häßlichsten Menschen. Jedenfalls war er damals ungefähr dreißig Jahre alt — er muß zwischen 1535 und 1537 geboren sein —, war ein stattlicher, herkulischer Mann, ein rechter Schlagtot, der in unbequemen Situationen immer das Mittel der Duellherausforderung zur Hand hatte, überhaupt im ganzen mehr durch Verwegenheit und Gewalttätigkeit, als durch Ver-

schlagenheit ausrichtete, aber auch keineswegs dumm war und als einer der reichsten und mächtigsten Herren im Lande vor allem nicht gedachte, in dem schottischen Wirrsal untätig zu bleiben. War er doch schon einst die beste Stütze der Regentin Maria von Guise gewesen und nur durch das Emporkommen Murrays, gegen welchen man ihm einen Mordanschlag zur Last legte, zum Verlassen Schottlands genötigt gewesen.

Maria hat Bothwell schon von diesen Tagen ab sehr gefördert. Er hatte gerade Huntleys Schwester Jane Gordon geheiratet. Huntley wurde an Mortons Stelle Kanzler, Bothwell erhielt reiche Besitzungen aus dem freigewordenen Kirchengut und eine große Anzahl von wichtigen Kommandostellen im Lande, auch die Verteidigung von Schloß Dunbar. Zweifellos sah sie in ihm den Mann, den sie gegen Murray ausspielen, durch den sie es vermeiden konnte, ihrem Bruder die Leitung der Regierung zu überlassen. Doch wußte die Kluge trotz allem auch mit Murray in freundlichem Verhältnis und gewissem Einvernehmen zu bleiben und auf diese Weise mitten zwischen den Parteiungen ihre persönliche königliche Gewalt wiederherzustellen. Man kann der findigen Umsicht und energischen Zielbedachtheit, womit sie in diesen Wochen verfahren ist, Bewunderung nicht versagen und gewinnt, über alle engsichtige Klauberei eines ins Für und Wider verbissenen Gelehrtendisputs hinweg, die

unumstößliche Ansicht, daß sie nicht diejenige war, die von allem, was weiterhin geschah, überrascht wurde und sich dann willenlos dem Mörder eines geliebten Gemahls unterwarf. — So kehrte sie königlich nach Edinburg zurück und konnte sich das Genügen tun, den Mördern Riccios den öffentlichen Prozeß zu machen. Die wichtigsten unter ihnen waren zwar rasch nach England geflohen, aber zwei untergeordnete Mittäter wurden verurteilt und hingerichtet.

Darley hatte ihr bei dem allem als Kulisse zu dienen, die sie gänzlich nach ihrem Willen hin und her schob. Er kommt uns niemals feiger und kümmerlicher vor, als in dieser Zeit. Es lag der Königin daran, der Ermordung Riccios vor der Öffentlichkeit sowohl den Charakter einer gewalttätigen Selbsthilfe zum Wohle des Landes wie den einer Rache des beleidigten Gatten zu nehmen, sie zur puren Schandtat verblendeter Bösewichter zu stempeln. Und Darley bot dazu die Hand, indem er vor den Lords des Geheimen Rats „auf Ehre, Treue und Fürstenwort" erklärte, daß er um jenen abscheulichen Verrat nie etwas gewußt, ihn auch nie angeraten, befohlen noch gebilligt habe, welche Erklärung dann durch Maueranschläge verbreitet wurde. Er gab sich alle Mühe, Marias Verzeihung und Gunst wieder zu erlangen und war papistischer als je, er, der doch eine Weile ganz im Interesse der bedrohten reformierten Landeskirche mitgemacht hatte.

Marias Empfindungen Darley gegenüber in ein Wort zu fassen, muß man den hölzernen Geistern überlassen, die die menschlichen Vorgänge immer nach Art mathematischer Gleichungen mit ein paar gegebenen runden Zahlen behandeln und aus solchen dann das psychische x höchst einfach ableiten wollen. Weil die Königin, in Testamentsanwandlungen vor ihrer Niederkunft, auch Darley in der Reihe mit bedacht hat, oder weil er einen Brief geschrieben hat, worin er als zärtlich erwartungsvoller Vater erscheint, soll sie schon im Innersten mit ihm ausgesöhnt gewesen sein. Oder umgekehrt soll es nur wieder verschmitzte Klugheit gewesen sein, wenn in den Sterbeanwandlungen einer Frau ihres Zustandes, in dem episodischen Friedemachen mit dem Leben, auch ihm ein freundliches Andenken an sie hinterbleiben sollte. Wir werden daran denken, daß nicht jedes Wort, das gesprochen wird, nicht jede Miene einer Stunde für das Ganze einer Gesinnung beweisen kann, und daß überdies im Verlaufe von vielen Wochen, wo jeder Tag inmitten verschlungener Verhältnisse die widerspruchsvollsten Sachlagen, Gruppierungen und Eindrücke bringt, die Impulse und momentanen Entschlüsse wechseln.

Davon kann, wenn die Zwei auch eine Strecke zusammengingen, gewiß nicht die Rede sein, daß Maria Darley, so gefügig und untertänig er war, alles vergessen habe. Und am wenigsten davon, daß die alte Liebe zu ihm wieder erwacht

sei, daß sie sich an ihn habe anlehnen, ihr Glück und ihre Krone auf ihn habe stützen wollen. Wir würden vielleicht in einem Falle an einen solchen Gesinnungsumschwung glauben: wenn er ihr jetzt zu imponieren, der Frau den selbstsicheren Mann zu zeigen verstanden hätte. Aber der das verstand, war ein anderer. Die Tat, die Darley zu verderben bestimmt war, liegt zwar noch hinaus, aber wir vermissen auf dem Wege, der zu ihr hinführt, doch allzusehr die Hemmungen. Unmittelbar vor ihrer Niederkunft, die ihre erste war, fehlte es Maria, wie gesagt, nicht an Besorgnissen vor dem Ausgang, auch nicht vor solchen, was dann im Lande geschehen könnte. Der Gedanke an ihr Kind tritt da naturgemäß vor alles andere. So traf sie Verfügungen für ihren Todesfall und zeigt überhaupt eine Haltung, die sowohl von Klugheit wie Versöhnlichkeit nach allen Seiten diktiert war. Sie hatte sich in das feste Schloß Stirling zurückgezogen, welches vor einem Handstreich gegen sie oder ihr Kind einigermaßen Sicherheit bot. Am 19. Juni 1566 gab sie ihrem Sohne, dem späteren König Jakob, das Leben.

Die glückliche Geburt war ein Ereignis, das in ganz Europa in seiner Wichtigkeit nicht unterschätzt wurde. Es war nicht nur der Erbe der schottischen, sondern auch der englischen Krone, der hier geboren war, weil Elisabeth das Recht der Maria als nächstberufener Anwärterin auf England doch nicht aus der Welt schaffen konnte.

Auch nicht wollte, so viel gute Gründe sie zwar hatte, Maria noch nicht als erklärter Thronfolgerin gewissermaßen eine amtliche und politische Position in England zu geben. Vor allem mußte also die Nachricht in England den größten Eindruck machen. Elisabeth erhielt die Nachricht durch den schottischen Gesandten mitten auf einem Ball, und es versetzte sie in eine eigentümliche Erregung, daß die Rivalin nun auch einen Erben habe; mit der unlogischen Empfindlichkeit der Frauen, als ob das Schicksal daran schuld sei, rief sie in bitterem Ton: „Die Königin von Schottland hat einen Sohn und ich bin ein unfruchtbarer Stamm!“ Die öffentliche Stimmung in England war offenkundig besorgt durch die Geburt dieses Knaben, an dessen katholischer Erziehung kaum zu zweifeln war, und das Parlament forderte Elisabeths Vermählung. Da sie diese nach wie vor verweigerte, konnte sie nun nicht umhin, politisch zu dem Ereignis von Stirling Stellung zu nehmen. Sie hatte ja auch immer die dynastischen Rechte der Geburt gegen willkürliche und gewaltsame Abänderung zu wahren, da hierauf die Abweisung von auswärtigen Einwänden gegen ihr eigenes Königtum beruht hatte und noch jetzt beruhte. So leitete sie Verhandlungen mit Maria ein in dem Sinne, daß diese sich bindend verpflichten sollte, nichts Feindseliges gegen die englische Regierung zu unternehmen, wogegen Elisabeth nichts tun wollte, was den Rechten Marias, „ihrer nächsten Ver-

wandten“ — das enthielt wenigstens die Andeutung des Thronfolgerechts der Stuarts — zuwiderlaufe. So schien sich, da Maria durch so viel Persönliches von ihren letzten Zielen vor der Hand abgelenkt und von dem Vorschlag mehr als befriedigt war, wenigstens ein modus vivendi zwischen den beiden Königinnen und ihren Interessen anzubahnen. Daß dieser nicht zu weiterem gedieh, lag nicht an der Diplomatie, nicht einmal an den verbleibenden konfessionellen Schwierigkeiten, sondern an der ganz persönlichen Wendung, in die sich nun in rascher Stufenfolge das Schicksal der Maria Stuart verstrickte.

Darleys beglückte Vaterfreude war von kürzester Dauer gewesen. Mit der günstig verlaufenen Geburt ihres Sohnes waren alle sentimentalen Anwandlungen der Königin wieder dahin. Die nicht seltene Gleichgültigkeit, ja Abneigung junger Mütter gegen ihren Mann wurde hier zum ausgesprochenen Abscheu und Haß, es gab beständigen Zank zwischen den Gatten, und Darley, der schon damals erhebliches Mißtrauen gegen ihre Freunde hatte, vergeblich deren Entfernung verlangte, zog es endlich vor, zu seinem Vater nach Glasgow zu gehen. Seine Versuche, von hier aus wieder Boden zu gewinnen und durch angekündigte Schritte, Abreise nach Frankreich usw., Eindruck auf Maria zu machen, blieben Wichtigtuereien, die nicht Hand und Fuß hatten. Alles was er tat, wenn er jetzt katholischer war als Maria selber und in seinem

Briefwechsel mit dem Papste klagte, sie sei unzuverlässig für die alte Kirche geworden, waren lahme und lächerliche Offenbarungen seines Ärgers über den Reformierten Bothwell, wenn es ihn auch genierte, diesen direkt zu nennen, während dem Grafen Bothwell alles andere wichtiger als die reformierte Kirche war. Als die Königin auf einer Reise nach dem schottischen Süden im Oktober 1566 zu Jedburgh anscheinend gefährlich erkrankte und in hohem Fieber lag, wurde Darley in Glasgow korrekterweise benachrichtigt, aber kam erst nach zehn Tagen, als sie schon wieder in Besserung war. Es war wieder nicht so und nicht so gehandelt. Wir mögen ganz persönlich ihm vielleicht nachfühlen, da ja der bevorzugte Bothwell, der auch das Kommando der südlichen Grenzgegenden hatte, in der Nähe der Kranken war. Aber wer einmal nicht weltklug ist, dem wird alles zum Unrecht ausgelegt, und mitten in den Tagen der Geschehnisse, ja gutenteils noch im Urteil, das übrig bleibt, kommt es nicht immer auf die letzte Objektivität der Dinge, sondern sehr oft darauf an, wie sie sich ausnehmen. Er blieb auch weiterhin töricht und trotzig, verriet beständig sein Mißtrauen gegen persönliche Anschläge, demonstrierte immer mit seiner Abreise ins Ausland und wußte doch nicht, was er wollte, tat nichts, was irgendeine Wendung herbeiführen konnte. Zur Taufe Jakobs am 17. Dezember 1566 kam er nach Stirling, wohnte

aber nicht im Schlosse, sondern in einem Privathause, als ob er dort sicherer sei, und erschien schließlich weder zu der Zeremonie noch zu den sich anschließenden Festlichkeiten. Die Taufe Jakobs erfolgte nach katholischem Ritus, und drastisch kennzeichnen die Berichte die ganze Lage dieses überwiegend protestantischen Landes mit seiner katholischen Dynastie, wenn die zu der Feier gekommenen reformierten Lords sich weigerten, die Kapelle zu betreten und mit dem englischen Gesandten vor der Tür stehen blieben, während drinnen der künftige König von Schottland, England und Irland in die christliche Gemeinschaft aufgenommen wurde.

Inzwischen zog sich längst über Darley das von ihm ganz richtig geahnte Verhängnis zusammen. Freunde hatte er außerhalb seiner Familie gar nicht mehr. Seine alten Mitverschworenen gegen Riccio hatte er feige im Stich gelassen, sie durch seine verlogene Erklärung preisgegeben. Nicht er, sondern Murray war es, der ihnen jetzt — mit Ausnahme von Georg Douglas und Ker of Falconside — die Amnestie auswirkte, und Darley galt mit Recht für ein Hindernis dieses Aktes, da er sich vor jenen fürchtete. Die Gegner Murrays wiederum und die katholische Partei waren mit ihrem Freunde Bothwell einig, dem Letzteren Darley so oder so aus der Bahn zu schaffen. Sie berieten mit Maria deren Ehescheidung. Aber dieser Gedanke stieß auf kanonische Schwierigkeiten, und die

gewöhnliche Weise, in der man katholische Ehen rückgängig machte, indem man sie für ungültig geschlossen erklärte, hätte Jakob den Angriffen als illegitimes Kind ausgesetzt, wovor Maria sich durch die älteren englischen Vorgänge genugsam gewarnt sah.

Bequemer war es jedenfalls, wenn Darley eines Tages nicht mehr am Leben war; das war die kurzfertige rauhe Logik, welche die Zeit über solche Angelegenheiten hatte. Und auch dieser Gedanke hatte schon damals bestimmtere Gestalt angenommen, Darley war, wie gesagt, nicht umsonst so mißtrauisch. Im Dezember hatten sich im Schlosse zu Craigmillar unweit Edinburg die Lords Bothwell, Morton, Huntley, Argyle und Maitland im Einverständnis mit Anderen zur Ermordung Darleys schriftlich verschworen. Schon hier wurde Marias Vermählung mit Bothwell beredet und gewissermaßen als dessen Lohn für seine Parteiführung in den Plan einbezogen. Wir haben auch diese Verschwörung nicht so aufzufassen, als ob alle Beteiligten ein Herz und eine Seele gewesen wären. Überein stimmten sie nur in dem negativen Teil, der Beseitigung Darleys, der den Katholiken der Mörder Riccios war; alles andere Wünschen und Wollen ging wieder auseinander, das gegenseitige Vertrauen war nicht sonderlich. Bothwell war in bevorzugter Lage, er konnte allen einen Strich durch ihre politische Gewinnrechnung machen, und ganz sicher ketteten sie sein Interesse

und ihren erstrebten Einfluß nur zusammen, wenn sie ihm den Preis seines Ehrgeizes zugestanden. Das sind soweit Verabredungen für sich, wobei es noch nicht darauf ankommt, ob Maria Bothwell gern heiratete oder nicht. Murray, der durch Maria mit Bothwell versöhnt worden war und nicht ohne alles Mitwissen gewesen sein kann, hielt sich persönlich fern; wahrscheinlich trifft es zu, wenn der kluge, auf eine gewisse sachliche Art rücksichtslose Morton sagte, daß Murray lieber durch die Finger sehen wolle.

Darley hatte sich höchst verstimmt und besorgt wegen der Amnestie der Mörder Riccios, durch die sich der Ring gegen den Isolierten schloß und zwischen den feindlichen Parteien von vormals eine Annäherung eingeleitet wurde, nach der Taufe seines Sohnes ohne Abschied aus Stirling davon gemacht, wieder nach Glasgow. An den Blattern erkrankt kam er dort an. Als er einigermaßen genesen und für Maria und ihr Kind die Ansteckungsgefahr weggefallen war, vier Wochen später, machte sie sich auf, ihn zu besuchen, und traf am 25. Januar bei ihm ein. Sie wollte ihn aus Glasgow entfernen, mit dieser Absicht kam sie. Im Falle also, daß sie nichts anderes verfolgte, wollte sie ihn dem Rate seines Vaters entziehen. In der Unterredung, die sie mit ihm hatte, gab sie sich den Anschein einer liebevollen Harmlosigkeit. Sie frug naiv verwundert, warum er denn Schott-

land habe verlassen wollen, tat, als ob sie sein ganzes sprödes Verhalten einfach nicht verstehe. Und der Schwächling, völlig wieder von ihrer Persönlichkeit und Liebenswürdigkeit überwältigt, machte noch verlegene Ausreden und Entschuldigungen, gab ihr freudig erleichtert die Erklärung, daß er ihr in nichts etwas vorzuwerfen habe, an aller Entfremdung selber schuld sei und bat sie demütig, wieder gut zu sein. Sie wollte ihn nun mit nach Craigmillar nehmen. Er, wieder nicht ohne Mißtrauen, weil der Ort ihm besonders bedenklich klang, wollte dennoch mitkommen, wenn sie verspräche, daß sie wieder ehelich leben würden. Aber selbstverständlich, sagte sie, sie komme ja deswegen. Er war ganz gerührt und hingerissen, erklärte, mit allem einverstanden zu sein und alle lieben zu wollen, die sie liebe. Am 27. brach sie mit ihm, der noch in einer Sänfte getragen werden mußte, auf. Da Darley schließlich doch wieder vor Craigmillar scheute, kamen sie am 31. Januar in Edinburg an. Weil nun Holyrood zu eng sei für einen Rekonvaleszenten, der gesunde Luft brauche und dessen Isolierung zweckmäßig sei, wurde Darley nach einem einsam gelegenen Hause vor der Stadt gebracht, der ehemaligen Propsteiwohnung neben der verfallenen Marienkirche, Kirk of field, wie sie gewöhnlich genannt wurde.

Die Frage, wo der König unterzubringen sei, war durch einen hin und her gesandten Diener, der aus Bothwells Dienst in den der Königin

übergetreten war und zwar nicht French Paris hieß, aber so genannt wurde, zwischen ihr und ihrem Vertrauten erörtert worden. Das Haus stieß außen an die Stadtmauer und gehörte seit der Reformation dem Robert Balfour, dem Bruder des Advokaten Jakob Balfour, der als rechtskundige Person das Dokument der Verschwörung von Craigmillar aufgesetzt hatte. Man hatte die Wohnung mit Sachen aus dem Palast von Holyrood zur Aufnahme des Königs einigermaßen prächtig hergerichtet, auch das schöne Bett, welches Maria ihrem jungen Gatten geschenkt hatte, war herübergeschafft worden, und so nahm ihn das von Gärten und öden Plätzen umgebene Haus auf, als ob es ihn an Marias Liebe erinnern solle. Sie selber hatte sich ein Zimmer unter ihm herrichten lassen, und sonst bewohnte außer ihm noch seine Bedienung das Haus. Sie besuchte Darley dort oft, übernachtete zweimal, war guter Dinge, herzlich und ungewohnt zärtlich gegen ihn. Auch am 9. Februar war sie dort, und zwar war sie diesmal mit fast allen in der Hauptstadt anwesenden Lords gekommen, darunter den Verschworenen von Craigmillar. Sie wollte zuerst die Nacht dableiben, wie sie sagte, gegen Mitternacht waren alle noch beisammen, auch die mit ihr gekommenen Lords. Erst um diese Zeit fiel ihr ein, Darley zu sagen, daß sie ihrem Versprechen nach einen Mummenschanz besuchen müsse, der im Schlosse von Holyrood zu Ehren der

Hochzeit von zweien ihrer Hofbediensteten im Gange war. Sie verabschiedete sich auffallend zärtlich von Darley, küßte ihn und zog einen Ring vom Finger, den sie ihm ansteckte. Dann brach sie mit den Lords und allem Zubehör auf; unter Fackelbegleitung sah Darley den Zug in der Winternacht entschwinden. So hat er seine letzten Stunden — und Tage — gemeint, daß die schöne Königin ihn wieder liebe wie einst in der alten Zeit. Drei Stunden nach ihrem Abschied lag er als toter Mann auf dem Rasen von Kirk of field.

Zwischen 10 und 12 Uhr war in die Keller des Hauses, zu denen man Darley zwar die Schlüssel abgeliefert, aber Nachschlüssel behalten hatte, von einer Tür in der Stadtmauer her eine Menge Pulver geschafft worden, was unbemerkt zu tun die große Gesellschaft erleichterte, welche mit der Königin zusammen das Haus erfüllte und die Dienerschaft in Atem hielt. Als das Geschäft beendet war, brachte der erwähnte French Paris die Nachricht nach oben zu den Verschworenen, und der Graf Argyle klopfte daraufhin Bothwell freundlich und verständnisvoll auf den Rücken. Eine Weile, nachdem alle mit der Königin das Haus verlassen hatten, kam Bothwell mit Paris und einem Anderen noch wieder aus der Stadt und überzeugte sich, ob alles in Ordnung sei. Etwas nach zwei Uhr flog das Haus in die Luft, und nun machten sich alle, die in angemessener Entfernung das

Ergebnis abwarteten, schleunigst davon. Der Wächter am Stadttor hatte jene drei ehrerbietig herausgelassen, als sie auf den Anruf antworteten: „Freunde von Mylord Bothwell", und ließ sie auch wieder ein.

Nun ist eine der Fragen, die aus diesem Ereignis übrig geblieben sind, wie Darley zu Tode gekommen ist. Am andern Morgen lag sein Leichnam unweit des zerstörten Hauses in einem der Gärten, im Hemd, sein Pelz neben ihm. Die Leiche des Pagen Taylor, der mit ihm im Zimmer schlief, lag in der Nähe. Dies war der Tatbestand, den außer der Explosion die Ersten sahen, die morgens herbeigelaufen kamen. Aber zur näheren Besichtigung der Leiche des Königs ließen Bothwells Leute niemanden heran. Sie wurde in ein Nachbarhaus geschafft, dort bewacht und wenige Tage darauf in der Schloßkapelle zu Edinburg, ohne Vornahme der naheliegenden Feststellungen und mit geringen Förmlichkeiten, beigesetzt.

Das Dunkel über den Einzelheiten der Mordtat scheint sich nach den vielverzweigten und eingehenden geschichtlichen Erörterungen darüber am ehesten zu lichten, wenn man mit einem dieser Historiker sich klar daranhält, daß überhaupt nicht Bothwell und seine Leute die einzigen Unternehmer der Tat sind, sondern daß den übrigen, voran Maitland, ein reichlicher Anteil an dem Plan und seiner Ausführung gebührt. Nach allem liegt es so, daß bis zuletzt keiner

der Verschworenen den Übrigen gänzlich getraut hat und jedenfalls verschiedene Gruppen in der Mordnacht haben sehen wollen, wie wohl alles verlaufe. Es sind außer Bothwell auch sonstige von den vornehmen Verschworenen noch wieder nach Kirk of field zurückgekehrt, unter diesen Huntley, die beiden Balfours und Maitland. In der dunklen Nacht und bei der gebotenen Vorsicht weit über das einsame Gelände hin verteilt, wußten die einen nicht von den anderen; daß aber Darley den Tod finde, war die Absicht jedes einzelnen Teils, und das hat sich so vollzogen, wie eben Gelegenheit und Umstände es gaben. Auf den Vollzug kam es an, nicht auf den mechanischen Ablauf eines räderartig aus einem Mittelpunkt geleiteten Planes. Und wessen Hand schließlich das letzte getan, der fühlte sich darum noch nicht veranlaßt, es bei sämtlichen Mitverschworenen an die große Glocke zu hängen; dafür war man in solchen Dingen zu erfahren und gewitzigt.

Es leuchtet am meisten ein, daß Darley und sein Page verdächtiges Geräusch hörten und daß beide daraufhin, weil Darley, wie gesagt, schon fortwährend mißtrauisch war, Hals über Kopf flohen. Also noch in den Minuten vor der Explosion. Immerhin ist nicht ganz ausgeschlossen, daß es nach der Explosion geschah, denn wenn auch vier von den Dienern unter den Trümmern begraben wurden, so ist doch einer, der Haushofmeister Nelson, davongekommen, obwohl er

im Hause war. Jedenfalls aber sind in der Finsternis der angrenzenden Gärten der König und Taylor dann einer Gruppe der Verschworenen in die Hände gelaufen. Und offenbar hat es auch einen kurzen Kampf gegeben, denn von Frauen, die in einiger Nachbarschaft wohnten, sind Hilferufe gehört worden, auch ist einer der Mitverschworenen, Archibald Douglas, arg verschmutzt an den Kleidern nach Hause gekommen, was aber schließlich wieder nur die Folge eines Falles gewesen sein kann. Bothwell war offenbar bei dieser Gruppe nicht. Er scheint sich mit der Explosion zufrieden gegeben zu haben, ist schleunigst in seine Wohnung geeilt und ins Bett gegangen; als man ihn gegen Morgen mit der Nachricht des Geschehenen weckte, sagte er: Pfui, Verräterei! begab sich zu Huntley und mit diesem zur Königin.

* * *

Maria behandelte das Ereignis mit einer gewissen Gelassenheit. Bei ihrer viel erprobten Kunst, wenn sie sich verstellen wollte, ist dies, für sich betrachtet, beinahe eher ein Beweis, daß sie nicht vorbereitet war. Ebenso möchte man ihr gerne zutrauen wollen, daß sie sich an dem letzten Abend mit Darley noch klüger benommen haben würde, wenn sie ganz systematisch handelte. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß das Ganze sich nicht im zwanzigsten, sondern im sechzehnten Jahrhundert abspielt. Wenn

Maria eingeweiht war, so kam es ihr gar nicht in erster Linie darauf an, sich vorweg vor dem künftigen Untersuchungsrichter zu sichern, sondern darauf, daß der Anschlag sicher gelang, daß Darley nicht Unheil witterte. Und dazu war das ganze Arrangement, welches doch schließlich von ihr befohlen werden mußte, das Mitkommen der Lords u. s. w., und ihr persönliches Benehmen gegen Darley höchst geeignet. Die Indizien und Gesichtspunkte setzen sich sehr vielfältig zusammen. Man könnte ja auch über ihr ferneres Verhalten wieder der Meinung sein: sie hatte nichts von dem Anschlage gewußt und nachher wollte sie einfach nicht wissen, ob Bothwell beteiligt sei oder nicht; aber da es einmal geschehen war, war es ihr recht, daß Darley nicht mehr lebte. Doch dann stehen wir wieder vor der Schwererklärlichkeit, warum sie so vieles getan hat, was geeignet war, sein Mißtrauen zu beschwichtigen. Und wie man das Haus mit Pulver anfüllen konnte, wenn man glauben mußte, die Königin werde dort übernachten. Denn es ein anderes Mal erst gebrauchen, das war unmöglich. Fragt man nochmals, wie Maria in den Tagen direkt nach dem Morde so unvorsichtig gelassen sein konnte, wenn sie sich mitschuldig wußte, so könnte man auch noch das antworten, daß sie sich ja so ziemlich mit allen Teilen im Lande einig wußte. Aber so steht zu jeder Frage die Antwort und zu jeder Antwort die neue Frage, und das Ganze bleibt so kompliziert, daß man

sich ungern und einigermaßen hoffnungslos, wo außerdem diesem Buche seine Grenzen gesteckt sind, in das Gewirre der Zweifel und Möglichkeiten hineinbegibt, lieber abwarten möchte, bis etwa noch neue Quellen erschlossen werden. Maria legte Trauerkleider an und schrieb entrüstet nach auswärts über das Geschehene, bemerkte auch, was sich wirklich anhört, als ob es ihr von Herzen komme, daß derlei eben nur in Schottland möglich sei; sie selbst sei nur durch den glücklichen Zufall, daß sie noch spät gegangen sei, dem Anschlage entronnen. Doch unterließ sie alle Maßregeln zu ihrer persönlichen Sicherheit, die nahegelegen hätten, wenn sie das letztere selber geglaubt oder sich sonst irgend mit Darley solidarisch gefühlt hätte. Auch empfing sie Bothwell nach wie vor und beschenkte ihn aus Darleys Nachlaß, obwohl von Anfang an die öffentliche Meinung, Gerede und namenlose Mauerkundgebungen der Edinburger ihn als den Täter bezeichneten und man, auch von Anfang an, Maria des Einverständnisses mit ihm verdächtig hielt. Aber ihr Benehmen wird möglich, falls sie Bothwell liebte, da sie, wie wir wissen, dann keine Rücksichten nahm. Am Tage nach der Beisetzung, am 16. Februar, verließ sie, begleitet von einigen der Hauptverschworenen, Edinburg und begab sich mit ihnen nach Seaton Castle, wo es dann, wie wenigstens behauptet wird, sehr lustig und gegen alle Trauer zuging. Erst auf das Drängen von Darleys Vater Lennox

wollte sie nach Ostern eine Untersuchung über den Mord dem Parlamente übertragen. Aber durch die sehr deutlichen Briefe der auswärtigen katholischen Monarchen und der Königin Elisabeth, sowie durch die zunehmende Erregung im Lande, voran das anklägerische Auftreten der reformierten Geistlichen, ließ sie sich dann doch abnötigen, dem Verdacht nicht länger Nahrung zu geben. Am 28. März beschloß sie in einer Staatsratsitzung, Bothwell den Prozeß zu machen und Lennox aufzufordern, seine Beweise zu bringen, die zu sammeln ihm jedoch keine Zeit und Gelegenheit gegeben wurde. Der Gerichtshof, der am 12. April zusammentrat, war mit Anhängern Bothwells besetzt, den Vorsitz hatte der mitverschworene Lord Argyle. Bothwell selbst erschien mit Freunden und großer kriegerischer Begleitung in Edinburg und ritt auf einem Pferde aus Darleys Marstall. Lennox dagegen war verboten worden, mit seinen Leuten zu kommen. So zog dieser vor, sich nur noch durch einen Lehnsmann als Sachwalter vertreten zu lassen, und gab den Prozeß sachlich verloren, da er wohl wußte, daß nur seine zusammengebrachten 3000 Mann ihm Nachdruck und Sicherheit gegeben haben würden. Während der Sitzung hielten Bothwells Bewaffnete die Straßen und das Rathaus, wo das Gericht stattfand, besetzt. Er wurde, nachdem er die vorgebrachte Beschuldigung kurzer Hand zurückgewiesen hatte, sogleich freigesprochen. Das Parlament, welches

dann zusammentrat, setzte das Siegel darauf und bestätigte den Verschworenen alle in letzter Zeit erhaltenen Schenkungen aus Krongut, nebst dem, was sie sich sonst früher angeeignet hatten. Maria hatte in sehr selbstloser Weise diese Bereitwilligkeiten des Parlaments herbeiführen helfen; sie beantragte, um Stimmung zu gewinnen, die Abschaffung einer Anzahl mißliebiger Bestimmungen und regelte die gesetzliche Besoldung der reformierten Geistlichen, was zwar ein sehr weltliches, aber auch zugkräftiges Verfahren war.

In einer Nachsitzung des Parlamentsadels in der Gastwirtschaft eines gewissen Ainslie — daher Ainslie's supper — legte nach fleißigem Umtrunk Bothwell den Versammelten die Urkunde vor, worin sie ihn der Königin als Gatten empfahlen. Sie wurde denn auch von ihnen unterzeichnet. Bald darauf traten auch die hohen katholischen Geistlichen des Landes dieser Erklärung bei. Es war der weitere Vollzug der Abmachungen, die schon zu Craigmillar getroffen worden waren.

In die Stellungnahme, wie viel Mitschuld an Darleys Ermordung man Maria zutrauen will, spielen nun auch die vielerörterten sogenannten Kassettenbriefe hinein. Die Frage hängt nicht an diesen allein, die Schuld der Maria steht oder fällt nicht mit ihnen, sie bleiben immer nur e i n e Quelle und schaffen die übrige Sachlage nicht aus der Welt. Es sind Briefe, die Maria teils während ihres Aufenthaltes in

Glasgow, als sie Darley abholte, teils, nach dessen Ermordung, von Stirling aus im April 1567 an Bothwell geschrieben hat oder richtiger geschrieben haben soll. Sie werden so genannt, weil sie den Gegnern Marias in einer bestimmten Kassette in die Hände gekommen sind.

Die Sprache der Briefe ist die französische, da Maria sich noch immer als Französin fühlte und im privaten Briefverkehr das Französische bevorzugte. Sie sollten sich in einer silbernen, goldverzierten Kassette, die im Jahre 1567 von Bothwells Gegnern angeblich aus dessen Eigentum erbeutet wurde, befunden haben. Die Originale, deren Eigenhändigkeit damals festgestellt, respektive behauptet wurde und die in König Jakobs VI. (oder I.) Besitz gelangt sind — welcher sie vernichtet haben wird —, existieren seitdem nicht mehr, sondern wir haben nur danach gemachte Kopien oder Übersetzungen. Man hat, wenn man die darüber gemachten Untersuchungen nicht als unentschieden betrachten will, heute zu sagen, daß sie, wie sie uns vorliegen, zum mindesten durch Einschiebsel und einen hinzugefügten Brief gefälscht, das heißt verunechtet sind, um den Dingen, die man beweisen wollte oder als gewiß betrachtete, auch eine dokumentarische Grundlage zu beschaffen. Unter anderem ist die Meinung aufgestellt worden, daß sie nicht aus Briefen an Bothwell verunechtet seien, sondern aus solchen an Franz II., die Maria sich aufgehoben hatte. Ähnliche Fragen entstehen wegen der zwölf So-



Maria Stuart.
Gemälde eines unbekannten Meisters in Schloß Hamptoncourt.

nette von Maria an Bothwell, die überliefert sind und die schon eine sehr geschickte Nachahmung ihres persönlichen Stils sein müßten. Sie beweisen nicht direkt für Marias Mitwissen um die Verschwörung, wohl aber für ein höchst verliebtes und höchst detailliertes Einvernehmen der beiden.

Man könnte hier nun anschaulich aus den Kassettenbriefen und Sonetten den Verkehr zweier Liebenden im Stil des sechzehnten Jahrhunderts analysieren. Aber da wir nicht das Recht haben, hinzuzufügen, daß dies sicher und in allen Teilen Maria und Bothwell seien, so hat es keinen Zweck, unser Büchlein damit zu belasten. Lieber sei noch auf einige Einzelpunkte der Frage hingewiesen. Erstlich, daß vielleicht die Kassette in Bothwells Besitz an sich ebenso viel beweist, wie die Briefe beweisen würden, wenn diese in allen Teilen echt wären. Denn sie war ein kostbares Geschenk von Franz II. an Maria, und sein in das Ornament wiederholt eingefügtes Monogramm war noch darauf, als sie gefunden wurde. Überhaupt hat Maria Bothwell viel beschenkt. Und wenn schon die innige Freude am Schenken eines der sichersten Anzeichen von Liebe ist, so ist vollends das Weggeben von solchen Gegenständen, die einmal aus anderer Liebe empfangen worden sind, an denen eine Pietät hängt, womit also eine tiefgreifende Entsagung verbunden ist, ein untrügliches Symptom nicht immer bloß von Oberflächlichkeit, sondern

auch von sich gar nicht genugtuender Hingabe. Diese geschenkte Kassette spricht dieselbe Sprache der rettungslosen Liebe, wie die Briefe, gleichviel wie weit sie echt sind oder wie weit man sie verlängert, vermehrt, zweckdienlicher gemacht hat. Aber hier wird nun wieder von den Verteidigern Marias behauptet: die Kassette sei eben ihr, nicht Bothwell geraubt worden, die Darstellung und die Quellenangaben der Ankläger Marias seien falsch. Zweitens möchten uns die bedingungslosen Verteidiger Marias, wie bei solchen Kontroversen die wissenschaftliche Aufgabe oft in eine Art künstelnd-advokatorische Bravourleistung umschlägt, mit aller wohlausgedachten Gruppierung die Voraussetzung beweisen, daß Maria mit Bothwell vor Darleys Ermordung gar nichts zu tun gehabt und er ganz einseitig die Vermählung erzwungen habe. Damit disputiert man jedoch — wieder, weil in diesen gelehrten Streitigkeiten leicht der Wald vor lauter Bäumen nicht gesehen wird — die Klientin in eine andere böse Eventualität hinein. Die Kassettenbriefe, selbst wenn sie ganz und gar echt sind, beweisen immer nur das sträflich intime Verhältnis zwischen der vermählten Königin und dem vermählten Bothwell, aber nicht das Einverständnis Marias mit Bothwells und seiner Freunde Mordanschlag. Man könnte sich zwar verwundern, daß, wenn sie schon gefälscht sind, nicht gerade auch die Mitschuld an dem Morde hineingefälscht worden ist. Aber dieses Argument beweist nicht. Denn

es war eine sehr kitzlige Sache, Darleys Ermordung in größerem Umfang aufzurühren; an dieser hatten Leute Anteil, denen, als man die Briefe öffentlich vorbrachte, nur eine Anklage willkommen war, welche ausschließlich Maria und Bothwell traf. Worauf wir nun hinauswollen, ist das: Wenn Maria mit Bothwell vor Darleys Ermordung kein Verhältnis hatte und ihn überhaupt nicht liebte, wie ihre eifrigsten Ritter erweisen möchten, so war kein Grund, daß sie ihn heiratete, als nur der eine: daß ein anderweitiges schlimmes Geheimnis sie ihm unterwarf; dieses kann dann nur die Beseitigung Darleys gewesen sein. Denn die Frau, die bei unbeschwertem Gewissen sich ohne weiteres einer ihr widerstrebenden, wenn auch starkgestellten Forderung ergab und die ihren eigenen Willen zu salvieren keine Auswege wußte, war Maria Stuart zu allerletzt.

Die von Bothwell herbeigeführte rasche Aufforderung des Adels an Maria, wieder zu heiraten, hat nachher dem Zweck gedient, Marias Rechtfertigung in ihrer auswärtigen Diplomatie zu erleichtern. Damit also würde schon ausreichend verständlich gemacht werden, daß Bothwell und Maria ein solches Dokument zu erhalten wünschten, es beweist nicht durchaus, daß er zur Zeit von Ainslie's supper einer Unterstützung seiner Bewerbung bedurfte. Nach einer zeitgenössischen Darstellung hätte Maria am Tage nach Ainslie's supper Bothwells Bewerbung um

ihre Hand ausdrücklich abgewiesen und es voran begründet mit ihrem persönlichen Widerstreben, dann aber auch mit dem bedenklichen Eindruck, den die Heirat machen würde, und mit der Unzuverlässigkeit von Bothwells Freunden, die ihm das Schriftstück unterschrieben hätten. So etwas kann sehr wohl geschehen oder vorgegeben worden sein. Am 21. April besuchte sie ihr Kind in Stirling, von wo der zweite Teil der Kassettenbriefe an Bothwell geschrieben sein soll oder ist, der alle diese Dinge als bloße Verabredung erscheinen läßt. Als sie dann am 24. nach Edinburg zurückkehren wollte, wurde sie unterwegs an einer Brücke von Bothwell mit nahezu 1000 Reitern angehalten. Die Gefahr, in der sie sei, erklärte er ihr, erfordere, daß er sie nach Dunbar bringe, dessen Befehlshaber er war. Daß zum wenigsten dieser Entführungsakt zwischen beiden verabredet war, wissen wir auch aus anderen Quellen, die von den Kassettenbriefen unabhängig sind. Während Maria sich in Dunbar befand, ließ sich dann Bothwell von seiner Gemahlin scheiden, wozu der Erzbischof von St. Andrews, der das Schriftstück vom 19. April mit unterschrieben hatte, und der reformierte Konsistorialgerichtshof bereitwillig die Hand boten. Inzwischen brachte Bothwell Maria nach Edinburg zurück. Hier verzieh sie am 12. Mai Bothwell feierlich die gegen sie gebrauchte Gewalt und erhob ihn zum Herzog von Orkney; am 14. Mai unterzeichnete sie den

Heiratsvertrag mit ihm, und tags darauf schon wurde die Vermählung zu Holyrood vollzogen. Bothwell auch den Königstitel zu verleihen wurde vermieden.

Emanuel Geibels Ballade „Bothwell“, eine seiner schönsten, möge hier ihre Stelle finden, wobei eine nochmalige Zergliederung, wie weit sie sich mit der historischen Wirklichkeit berührt, sehr überflüssig ist.

Wie bebte Königin Marie,
Als durchs geheime Pförtlein spat
Mit ungebognem Haupt und Knie
In ihr Gemach Graf Bothwell trat!

Ihr schön Gesicht ward leichenweiß;
Sie zuckt und sah ihn fragend an:
Er wischte von der Stirn den Schweiß
Und sagte dumpf: „Es ist getan.

Es ist getan, dein süßer Mund
War nicht für Buben solcher Art,
Heut abend um die achte Stund
Hielt Heinrich Darnley Himmelfahrt.“ —

Sie schrie empor: „Verzeih dir Gott!
Nimm all mein Gold, nimm hin und flieh!“
Da lacht er laut in grimmem Spott:
„Was soll mir Gold für Blut, Marie?

Ich liebe dich, und wenn ich mich
Der Höll' ergab zu dieser Frist:
So war's um dich, allein um dich,
Weil du der schönste Teufel bist.

Die Hand, die einen König schlug,
Greift auch nach einer Königin.“

Er rief's, und Graun in jedem Zug,
Starr wie ein Wachsbild sank sie hin.

Er hub sie auf; sie fühlt' es nicht,
Daß ihr ins Fleisch sein Stahlhemd schnitt;
Ihr lockig Haupthaar wallte dicht
Um seine Schulter, wie er schritt.

Er stieß den Ring an ihre Hand,
Er schwang sie vor sich fest aufs Roß,
Und jagt' ins wetterschwüle Land
Hinaus mit ihr gen Dunbar-Schloß.

Schwarz war die Nacht, als wäre rings
Erloschen jeder Stern des Heils;
Nur manchmal in den Wolken ging's,
Gleichwie das Blitzen eines Beils. —

Aber was der Dichter als einen für ihn notwendigen Zug in die Dichtung hereinträgt, das Bangen Marias vor diesem Manne, davon weiß auch, in der Form, wie sich solche Stimmungen verraten und weiter erzählen, die Geschichte; es werden uns schon aus den Tagen der Vermählung verschiedentliche Äußerungen Marias aufbewahrt, wie unglücklich sie sich fühle. Man könnte zwar wiederum der Meinung sein, daß sie ihre weitgehende Fähigkeit, andere glauben zu machen was sie wollte, gegen den öffentlichen Eindruck verwendet habe, den die überaus peinliche Eheschließung nach zwei Monaten mit dem allgemein für den Mörder gehaltenen Manne machen mußte. Aber in diesem Falle ist es das Wahrscheinlichere, daß diese Äußerungen ehrlich und nicht erheuchelt waren.

Es liegt offenbar so, daß man die verzweifelte Aufgabe, Maria aus allen diesen Ereignissen gänzlich herauszuplaidieren und immer nur als von dem Geschehenden vergewaltigt zu zeigen, aufgeben muß, aber auch nicht zu meinen braucht, sie habe sich in diesen Tagen noch glücklich des Erreichten gefühlt. Wenn man zu erkennen glaubt, daß die Lage, welche sie an Bothwell kettete, ihr um diese Zeit schon unheimlich geworden war, wenn man ruhig ins Auge faßt, was ihre systematischen Verteidiger nicht dürfen, daß die Tage von Dunbar längst nicht mehr diejenigen ihres ersten vertrauteren Zusammenseins mit ihm waren, wenn man ihr zubilligt, daß sie seit geraumer Zeit den durch ihre Mitschuld ins Rollen gebrachten Stein nicht mehr aufzuhalten wußte oder wagte, so fügen sich dazu, zwanglos genug, die bedrückten Stimmungen zur Zeit der Heirat, die Demütigungen, in welche sie Bothwell versetzte, sobald er formell ihr Gemahl geworden war, um sich in seiner rücksichtslosen Art nun der Regierung zu bemächtigen. Wir müssen der klareren Beurteilung wegen hierzu auch noch bemerken, daß Bothwell um seines größeren Ehrgeizes willen eine Frau, die er wirklich liebte, — und deshalb auch erst in letzter, erfolggewisser Stunde — aufgegeben hatte zugunsten einer solchen, die schon durch manche Hand gegangen war. Und: daß Maria ihn zum König zu erklären sich nicht entschließen wollte. Unmittelbar nach der Heirat sperrte er

Maria förmlich ein, behinderte in jeder Weise ihre freie Verfügung, mißhandelte sie in roher Art und besuchte desto öfter seine von ihm geschiedene Frau.

Unaufhörlich gebiert in diesem schottischen Lande die eine Adelsverschwörung die andere. Schon in den Tagen, da Bothwell ersichtlich um die Stelle an der Seite der Königin warb, fanden sich eifersüchtige Gegner zusammen, und durch die Art, wie er die erlangte Gewalt übte, trieb er die Schotten zur baldigen Revolution. Was man vorhatte, formulierte man als Befreiung der Königin und des Kronprinzen aus den Händen Bothwells und als Bestrafung der Mörder Darleys. Das heißt Bestrafung Bothwells, da sich unter den neuen Verbündeten genug Verschworene gegen Darley befanden, welche sich nun den Anschein gaben, von nichts mehr zu wissen, und da das ehrliche breitere Volk eine solche Sühne forderte, dreist in dies Verlangen einstimmten.

In der Nacht des 10. Juni wollten die Verschworenen Maria und Bothwell aufheben, als sie sich zu Besuch im Schlosse des Lords von Crookstone befanden. Doch erhielten die Bedrohten Wind von dem Plane. Bothwell entfloh sofort, Maria die nächste Nacht, als Mann verkleidet, nach Dunbar. Am 11. nahmen die Aufständischen, deren Anhang sich freiwillig vergrößerte, Edinburg ein. Aber auch Maria zog Truppen und Anhänger heran, etwa 2500 Mann

versammelten sich um Dunbar. Wieder, wie in den früheren Bürgerkriegen, stellte sich Maria selber an die Spitze. Ein Zeitgenosse erzählt uns von dem Ausmarsch: o ja, sie verstand es, in solchen Augenblicken ihre Schotten zu entflammen; im Hochländerkostüm saß sie zu Pferde, in den Farben der Stuarts, im kurzen Kilt, unter dem die weißen Knie blitzten, das Banner mit dem Wappenlöwen Schottlands, vor ihr getragen, rauschte über ihrem Haupte.

Die Aufständischen hatten eine andere Fahne, eigener Erfindung, aufgesteckt: da lag ein toter Mann im Hemd unter einem Baume, und ein Kind, welches den Kronprinzen Jakob darstellen sollte, kniete neben dem Ermordeten, dem Vater; die Umschrift lautete: Judge and revenge my cause, o Lord! Am Camberry-Hill auf dem Felde von Pinkey, in der alten Schlachtengegend, stießen die beiden Haufen am 14. Juni 1567 aufeinander. Die Kampflust bei den Truppen war inzwischen abgeflaut, es wurde noch verhandelt. Wenn der starke Bothwell in der Zeit des ihm gemachten Prozesses immer mit Herausforderungen zum Zweikampf renommiert hatte, so boten ihm diesen jetzt die gegnerischen Lords an. Lindsay sollte mit ihm kämpfen; er war dabei gewesen, als man Riccio ermordete, und gab sich als Darleys persönlichen Freund; man waffnete ihn feierlich für den Kampf, übergab ihm das berühmte Familienschwert der Douglas, den Angus-Bell-the-Cat, aber mitten

während dieser echt altschottischen Szene liefen die Truppen der Königin schon ebenso altschottisch zu den Gegnern über und ihre Sache war verloren.

Es blieb nur übrig, möglichst gut zu kapitulieren. Maria ließ den Befehlshaber der Aufständischen vor sich kommen, Kirkaldy, einen der berühmtesten Soldaten der Zeit; er kniete ehrerbietig vor der Königin, die gefangen zu nehmen er ausgeschickt war. Sie erreichte, daß Bothwell freien Abzug erhielt, aber der Preis war, daß sie selber sich in den Gewahrsam der Lords begab. Es mochte etwas hierin sein, was sie nicht als Opfer, sondern als Ausweg betrachtete. Auf einer Anhöhe, im langschattenden Schein der Abendsonne, sahen die versammelten Krieger die Königin zu letzter Besprechung mit dem ihr anvermählten Manne stehen, sahen, wie die beiden sich die Hand zum Abschied oder auch zu einem Versprechen reichten und wie er, mit wenigen Leuten, davonsprengte.

Er ging nach Dunbar, wo man ihn zunächst in Ruhe ließ. Von da ist er nach den Orkneyinseln gegangen, seinem „Herzogtum", setzte sich in den Besitz einiger hanseatischer Schiffe, schlug sich hier und an den Shetlandinseln noch mit Kirkaldy herum, wurde durch einen Sturm nach Norwegen abgetrieben, nach Kopenhagen eingeliefert, da Dänemark zu jener Zeit über Norwegen herrschte, und wurde von Dänemark zwar nicht ausgeliefert, aber zu Dragsholm am Fjord

von Roeskilde endlos gefangen gehalten; 1578 ist er in dieser Gefangenschaft gestorben.

* * *

Abermals war eine Lebensepisode der Königin jäh zu Ende gegangen. — Aufrecht und nicht ohne Zuversicht, auch diesmal noch wieder Herrin der Sachlage zu werden, schritt sie nach dem Abschied von Bothwell den Aufständischen entgegen; als ihre Königin, die bereit sei, „ihren Ratschlägen“ zu folgen, und die an ihre Treue appellierte. Aber aus den Reihen der einfachen Leute, der aufgestellten Truppen klang es auf, laut und immer lauter: Verbrennt die Buhlerin!, so daß Kirkaldy mit gezücktem Schwert Ruhe gebot. Der Zug nach Edinburg, wobei man ihr das Banner mit dem Mordbilde voran trug, war schrecklich, ebenso der Empfang durch die hauptstädtische Bevölkerung. Als sie nach einer qualvollen Nacht, die sie als Gefangene im Hause des Provost verbrachte, aus dem Fenster sah, war wieder das erste, was sie erblickte, das entsetzliche Banner. Es hatte sich schon gaffendes Volk versammelt; denen rief sie, wenig bekleidet, ihr schweres Haar aufgelöst, in der Schönheit ihrer fünfundzwanzig Jahre aus dem geöffneten Fenster zu, flehte um Hilfe, beteuerte das Unrecht, das ihr geschehe; und die Szene verfehlte ihren Eindruck durchaus nicht, so daß man für besser hielt, die Leute mit Gewalt wegzutreiben. Abends brachte man sie nach Holyrood, wieder

mit der Fahne, wieder unter den Rufen des Volkes: Verbrennt sie! Von da wurde sie noch in derselben Nacht nach dem Schlosse Lochleven gebracht und ihr die Lady Douglas, die Mutter des Besitzers, — einst als Margarete Erskine eine der Geliebten von Marias Vater —, zur argwöhnischen und nicht gut verführbaren Wächterin gegeben. Hier hat sie fast ein Jahr gefangen gesessen.

Das Schloß liegt mitten im See von Leven, auf einer seiner beiden kleinen Inseln. Man hat den Loch oder See jetzt niedriger gelegt, zu Marias Zeiten füllte das Kastell gerade die Insel aus, so daß seine Mauern unmittelbar aus dem Wasser aufstiegen. In einem der Türme saß sie gefangen, mit dem Blick auf das westliche Ufer hinüber.

Die Lords rechtfertigten ihr Vorgehen damit, daß sie die Mörder Darleys bestrafen wollten und der freie Verkehr Marias für die Feststellung der Schuld ein Hindernis sei, welchen abzuschneiden ihnen Lochleven als ein geeigneter Ort erscheine. Immer auf Grund jener Absicht erzwangen sie von Maria ihre Thronentsagung, durch Androhung des Prozesses gegen sie selber wegen Teilnahme, und änderten die ganze Regierung um. Knox, welcher nach der Ermordung Riccios geflüchtet war, kehrte nach Edinburg zurück. Ein enges Einvernehmen zwischen ihm und der siegreichen Adelspartei gab nun der reformierten Kirche jene alleinherrschende Stellung

zurück, die sie sich im Jahre 1560 geschaffen hatte, und Murray ward an die Spitze der Regierung erhoben. Er, der Klügste, Vorsichtigste und doch auch zu hohem Grade Sachlichste von allen, war wieder frei von Tadel und Verdacht und beherrschte die Situation. Er suchte Maria auf, welche auch diesmal sich ihm rückhaltlos anvertraute, da er für sie gegenüber den anderen immer noch ein Beistand war; so erlangte er, daß seine Regentschaft auch von ihr, nicht bloß von den Aufrührern, an ihn übertragen war. Da sich die ganze Regierungsänderung den Charakter gegeben hatte, Darleys Tod rächen zu wollen, machte sich Murray znm Vollzieher. Während man die großen Herren unbehelligt ließ, trotz aller belastenden Aussagen, die in dem Prozesse fielen, wurde eine Anzahl der geringeren Teilnehmer und bloß gehorchenden Täter gefoltert, verurteilt und hingerichtet. Das Gesamtmaterial ihrer Aussagen läßt nicht bezweifeln, daß sie wenigstens großenteils die subjektive Wahrheit bekannt haben. Die einen haben noch auf ihrem Todesgange bitter gesagt, daß die Königin, in deren Namen sie eine Art Urteil zu vollstrecken glaubten, schuld an ihrem Unglück sei, die anderen noch in ihren letzten Worten Marias Unschuld beteuert. Aber das beweist nur wieder, daß sie nichts Genaues wußten — wenn überhaupt jemand außer Maria und Bothwell genau gewußt hat, wie weit diese beiden verständigt waren oder nicht.

Die Kassettenbriefe — welche der öffentlichen Darstellung nach Bothwell noch zuguterletzt sich nach Dunbar hatte bringen lassen und die man dem ausgeschickten Boten abgenommen, während andere die Meinung vertreten, sie seien in Holyrood weggenommen worden — wurden dem Parlament vorgelegt, um den Aufstand gegen Maria und Bothwell durch den Beweis ihres ehebrecherischen Verhältnisses öffentlich zu rechtfertigen. Aber darin handelte Murray wieder als der Staatsmann, der er war, daß er einen Prozeß gegen die Königin verhinderte. Er wußte sowohl, daß Elisabeth von England weitergehende Schritte gegen die Souveränität der Königin nicht verzeihen würde, als auch wollte er selber die Deckung durch die letztere nicht entbehren. Denn obwohl nun unter Murray endlich Ruhe im Lande einzukehren begann, dankbar seine Sicherung der Straßen und der bürgerlichen Tätigkeit empfunden wurde, und sein Friedensregiment nach so viel Wirren zum erstenmal eine geordnete und tüchtige Verwaltung darstellte, eben deswegen war er auch derjenige, gegen den man sich nunmehr verschwor. Murray genügte es, daß Maria, um sich von weiteren Prozeßschritten gegen sie loszukaufen, abgedankt hatte. Sogleich nach diesem Akte war ihr kleiner Sohn, am 29. Juli 1567 zu Stirling, gekrönt worden. Er war also der König, für den Murray regierte, und obwohl Frankreich wie England sich jede Mühe gaben, den kleinen

Jakob VI. in ihre Erziehung, das heißt ihre Gewalt zu bringen — Frankreich mit reichlich gespendeten Livres, womit England damals noch nicht konkurrieren konnte —, so wußte Murray doch allen diesen Anforderungen auszuweichen.

Unterdessen sann Maria auf Flucht. So unbarmherzig und mißtrauisch man sie von der Welt absperrte und ihr einzig vergönnt hatte, daß ihre Kindheitsfreundin Mary Seaton bei ihr war, — so lange noch ein Mann in ihrer Nähe war, brauchte sie nicht zu verzagen. Es war Georg Douglas, einer der jüngeren Söhne der Schloßherrin, den sie auf ihre Seite brachte. Mit seiner Hilfe verkleidete sie sich als die Wäscherin, die zu ihr kam, und gelangte glücklich in das Boot, welches das Mädchen ans Ufer nach Kinroß zurückbringen sollte. Aber mit schottischen Wäscherinnen machen schottische Bootsleute Scherze, und darauf war die Königin nicht vorbereitet. Daß sie ihr Gesicht so auffällig verhüllt hatte und dann, als sie sich wehrte, ihre vornehme weiße Hand verrieten sie. Bitten und Drohungen halfen nicht, die Hochländer brachten sie wieder in das Kastell ihrer Lady zurück, sie versprachen lediglich, nichts zu sagen. Es kam aber doch heraus und Georg Douglas, der alle Vorbereitungen für die Landung getroffen hatte, mußte das Kastell verlassen.

Dann wurde der Versuch wiederholt. Die alte Lady gab zwar ihr Schlüsselbund gar nicht mehr aus der Hand und wenn sie zu Tische saß,

so lag es neben ihr. Aber es gab noch wieder jemanden da, der jung war und ein entzündliches Herz hatte, das war „der Kleine", wie man ihn nannte, ein natürlicher Sohn von Wilhelm Douglas, dem älteren Bruder des Georg. Er war sechzehn Jahre alt, hieß nach dem Vater Willy und tat bei seiner Großmutter Pagendienste. Er und Georg fanden Mittel, einen neuen Fluchtversuch zu verabreden. Eines Abends, als die Schloßherrin und ihre Leute zusammen bei Tisch saßen, ging über dem See Feuerschein auf, das vereinbarte Zeichen. „Feuer in Kinroß!" rief der kleine Willy; alles eilte ans Fenster, unterdes warf Willy ein Mundtuch über das Schlüsselbund und nahm es darin weg, so daß es nicht klirrte, und hinaus war er. Im selben Moment kam Maria Stuart, in den Kleidern ihrer Freundin Mary Seaton, wodurch sie den Wächter am Turm täuschte, über den Schloßhof. Willy öffnete das zum See führende Gitter und schloß es wieder zu, so daß niemand hinaus konnte; dann bestiegen sie das einzige Boot — nur eine klotzige Fähre lag noch im Schloßhof — und er ruderte sie davon. Das Schlüsselbund hatte der froh erregte Willy am rettenden Ufer in den See geworfen; dort ist es zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts von Kindern gefunden worden. Mit Reitern des Lord Seaton erwartete sie Georg Douglas, und im scharfen Ritt ging es bis Hamilton Castle, wo Maria bei den alten Freunden rastete.

Das war am 2. Mai 1568. Hier im Hamiltonschlosse sammelte sie ihre Anhänger oder, wie richtiger zu sagen ist, die Unzufriedenen der Murrayschen Regierung. Ein stattlicher Bund von 9 Grafen, 18 Lords, 20 geistlichen Herren und 93 Edelleuten vereidete sich für sie, die Hamiltons voran, die Argyle, Huntley, die alten Verschwörer, auch die Livingstone und Fleming fehlten darunter nicht. Murray dagegen behielt das ganze Bürgertum auf seiner Seite, und ehe er diese Reserve aufzurufen brauchte, konnte er Kirkaldy und seine geübten Soldaten den tapferen, aber allzu naturwüchsigen Clanleuten der Hochland-Lords entgegenstellen. Am 13. Mai 1568 warf er mit leichter Mühe bei Langside die an Zahl weit überlegenen Anhänger Marias in Flucht auseinander. Von einer der Höhen hatte Maria dem Kampfe zugeschaut. Als sie ihr Schicksal erkannte, machte sie sich mit wenigen Begleitern davon und ritt atemlos bis an die neunzig englische Meilen entfernte Bucht von Solway.

Sie hätte nun wieder versuchen können, im südlichen Schottland neue Anhänger zu sammeln, aber sie vertraute wohl nicht mehr darauf. Zur See nach Frankreich zu gehen, hätte voraussichtlich endgültigen Verzicht auf Schottland bedeutet. So zog sie, nach zweitägigem Irren an der Grenze ihres Königreiches, vor, nach England zu gehen. Denn Elisabeth hatte ihr zwar unverhohlen ihr Entsetzen über Darleys Er-

mordung und die Heirat mit Bothwell ausgesprochen, aber ihr seit der Erhebung gegen sie diplomatischen Beistand geleistet, sogar unter Ablehnung der Politik Burleighs, indem sie in diesem Fall über alle protestantischen Gesichtspunkte die Solidarität der legitimen Krongewalt stellte. In einem Fischerboote fuhr Maria am 16. Mai, einem Sonntag, über die Breite der Bucht von Solway und landete an der englischen Seite. Von da begab sie sich nach Carlisle, wohin auf die Nachricht die nordenglischen Vornehmen sie zu begrüßen eilten, voran die noch katholisch Gesinnten, deren Hauptgebiet die Grenzgegenden an Schottland waren. Sie selber wandte sich sogleich am 17. Mai brieflich an Elisabeth.

* * *

Für die englische Königin war Marias Flucht aus Schottland eine arge Verlegenheit. Sie mußte vor allem verhindern, daß sie nach Frankreich ging. Die katholische Restauration war in ganz Europa am Werke und es konnte leicht — die Gefahr war zwar nicht so groß, als sie gedacht werden konnte, denn schon hatte Spanien mit seinen protestantischen Niederlanden, Frankreich mit den Hugenotten genug zu tun — eine gewaltsame Wiedereinführung Marias und des Katholizismus in Schottland versucht werden. Elisabeth mußte versuchen, zwischen allen politischen Faktoren so hinzukommen, daß sie Marias Königsrang Beistand leistete, was ihrem eigenen

Denken ebenso entsprach, wie der gesamten Lage, und daß sie sonstigen Beistand entbehrlich machte, daß sie aber andererseits auch die jetzt bestimmt reformierte Regierung für Jakob VI. in Schottland nicht gefährdete. War dies alles schon nicht leicht, so waren die Huldigungen, welche der schottischen Königin von Elisabeths Untertanen dargebracht wurden, ja die entzückten Worte, womit ihre eigenen Abgesandten von Carlisle aus über Maria berichteten, bedenklich und verstimmend genug. Elisabeth wählte die Rolle einer Schiedsrichterin. Bis zu gewissem Grade hatte sie schon seither eine Sprache geführt, als ob das Wort der Königin von England in Schottland Gehorsam erfordere. Oft hatte sie, bei ihrer Ungnade, Murray oder den Lords ihr gutes Verhalten vorgeschrieben, auch in die Unruhen der letzten Jahre brieflich und diplomatisch viel nachdrücklicher hineingeredet, als wenn es für sie rein ausländische gewesen wären, die sie nicht unmittelbar berührten. Auch bei dem Verfahren, das sie jetzt einleitete, haben ihre Bevollmächtigten die alte Oberherrlichkeit von England über Schottland betonen wollen, wurden aber damit durch den wohlbeschlagenen Morton in einer so lückenlosen Weise abgefertigt, daß nicht darauf bestanden werden konnte.

Maria wollte lange Zeit nichts davon wissen, daß ein richterliches Verfahren über ihre Stellung entscheiden sollte. Stolz antwortete sie den Unterhändlern, daß sie als Monarchin keinen Richter

habe als Gott, ließ Elisabeth für den Eifer danken, womit diese ihr helfen wolle, ihre Unschuld und ihre Rechte durch ein Verfahren zu beweisen, aber erklärte, daß sie Hilfe, nicht Urteil verlange. Erst als sie inne wurde, daß die Könige des Kontinents teils durch eigene Verlegenheiten, teils durch Elisabeths geschicktes Verfahren verhindert würden, ihre Partei zu ergreifen, Elisabeth dagegen erklärte, sie wolle Marias Sache nur als Freundin und Schwester untersuchen lassen und sie gegebenen Falls mit Gewalt auf den schottischen Thron zurückführen, lenkte sie, nach acht Wochen langem Sträuben, ein. Sie behielt sich aber vor, daß die Streitpunkte zwischen ihr und ihren Untertanen nur zur Beilegung, nicht zur Entscheidung, an die englische Kommission gebracht werden und daß ihre Rechte als Königin, ihre Ehre als Frau und ihre Eigenschaft als Erbin der englischen Krone unberührt bleiben sollten.

So trat die Kommission zusammen, unter dem Vorsitz des Herzogs von Norfolk, Thomas Howard. Schon vorher hatte Elisabeth Maria veranlaßt, nach dem in der Grafschaft York gelegenen Schlosse Bolton überzusiedeln, das einem Schwager des Herzogs von Norfolk gehörte. Des letzteren Ernennung zum Vorsitzenden war geeignet, die internationale Aufmerksamkeit über das eingeleitete Verfahren zu beruhigen; denn, obwohl dem Namen nach Protestant, galt Norfolk als das Haupt der katholischen Partei. Minder

geeignet erwies sich diese Wahl dann nach der persönlichen Seite. Denn dieser Mann gehörte einem Geschlechte an, das zwar traditionell voranstand in der englischen Geschichte, aber nur zu oft auch in der Geschichte der inneren Unruhen vorangestanden hatte, und die Anknüpfungen Marias, die Andeutungen über ihre Hand und über die Krone Schottlands haben früh Gehör bei dem derzeitigen Herzog gefunden, der bei seinen zweiunddreißig Jahren schon zum dritten Male Witwer war.

Von der schottischen Regierung kamen zu dem Schiedstage Murray selber, Maitland, Morton, Lindsay und andere, nebst dem berühmten Gelehrten und Juristen Georg Buchanan, der nicht nur in der Reformationsgeschichte des Landes, als Organisator der Universitäten und als protestantischer Erzieher Jakobs VI., sondern auch als einer der ersten literarischen Anwälte freisinniger Staatsauffassungen in Europa seinen Namen hinterlassen hat. Diese schottischen Bevollmächtigten waren keineswegs gesinnt, lediglich zu Murray zu halten. Maitland trat sogleich in Sonderbeziehungen zu Maria und gedachte zu sehen, was für ihn durch ihre Wiedereinsetzung etwa zu erreichen wäre. So gingen, zwischen Maria, Murray, Maitland, Norfolk wechselnd, eine Menge von geheimen Verabredungen und Versprechungen dem Spruch der Kommission schon von ferne voraus, wobei Maria vor allem betrieb, daß die von Murray

mitgebrachten Kassettenbriefe nicht möchten vorgelegt werden. Aber auch Elisabeth erfuhr von diesen Verständigungen und erkannte deutlicher denn je mit allen ihren Gefahren die weibliche Gewalt und das Intrigengeschick ihrer Rivalin, welche im Begriff war, sowohl die Vertreter der schottischen Gegenpartei, wie die englischen Kommissare so oder so in ihr Interesse zu stellen. Sie verlegte die Kommission nach Westminster, sandte noch Burleigh und andere Zuverlässige in sie hinein und zerstörte das verwickelte Gespinst der Verabredungen. Namentlich durchkreuzte sie die trügerische Verständigung zwischen Maria und Murray, worin Maria ihm die Fortdauer seiner Regentschaft zugebilligt hatte: indem Elisabeth bei Maria die Hoffnung auf ihre eigene Wiedereinsetzung bestärkte und indem sie bei Murray mit seiner Absetzung durch die reformierten Schotten drohte, falls er die gegen Maria vorliegenden Anklagepunkte unterdrücke. Jetzt kam es Elisabeth vor allem darauf an, Maria durch ihre Schuld zu kompromittieren und daraufhin die gefährliche Frau in Sicherheit zu behalten. Das war eine völlige Abschwenkung gegenüber der Voraussetzung, unter der Maria hatte nach England kommen können. Aber sicherlich wäre diese weitergekommen, wenn sie durch ein zuverlässiges Verhalten diejenigen Gesichtspunkte in ihren Vorteil gewandelt hätte, welche der englischen Königin eine gewisse Solidarität mit Maria nahelegten.

So wurde nun Ende November zu Westminster vor der Kommission, welche ganz als Gerichtshof auftrat, von Murray, den Elisabeth weiter getrieben hatte, als er zu gehen gedachte, die Anklage gegen Maria wegen Beteiligung an Darleys Ermordung und wegen Ehebruchs mit Bothwell erhoben. Ebenso war Graf Lennox, der Vater des Ermordeten, erschienen und wiederholte die Anklage, mit der man ihn im Jahre 1567 zu Edinburg so schmählich abgefertigt hatte. Die Sachwalter Marias waren über diese unerwartete Wendung, die Anklage durch Murray, schwer bestürzt. Sie pochten auf die Souveränität ihrer Herrin, fochten nicht mit Unrecht die Zuständigkeit des Verfahrens an und nannten die Ankläger Rebellen und Verschwörer, was nicht gerade ruhig überlegt war. Sie hatten ihre Sache schon aufgegeben; am 6. Dezember zogen sie sich mit einem grundsätzlichen Protest gegen den Gerichtshof zurück. Die Kommission hatte also nur noch mit den Schotten zu tun. Diese brachten die Briefe in ihrer Kassette vor, sie wurden mit anderen Handschriften Marias verglichen und als eigenhändig anerkannt. Ferner wurden Darleys Vertrauter Crawford, als Augenzeuge der Glasgower Begegnung der Gatten, sowie der Haushofmeister Nelson, der bei der Explosion mit dem Leben davongekommen war, verhört und auch die Aussagen der hingerichteten Täter verlesen. Die Kommission erklärte darauf einstimmig alle Schuldbeweise für

geliefert. Maria lehnte auch jetzt alle Rechtfertigung ab. Sie suchte eine persönliche Zusammenkunft mit Elisabeth nach, welche diese jedoch nach einem Gutachten ihres geheimen Rats verweigerte, da sie die Königin von Schottland, bis diese ihre Reinheit von so schwerer Anschuldigung bewiesen haben würde, nicht empfangen könne. Marias Protest gegen das Verfahren, welches völlig die Gestalt angenommen hatte, sie zur Angeklagten vor englischen Richtern zu machen, sowie ihre Worte über den wahren Charakter ihrer Ankläger und über deren Beteiligung an Darleys Ermordung waren zutreffend genug. Aber das half ihr nicht mehr, auch nicht, daß in letzter Stunde ihre Sachwalter noch wieder Erklärungen abgaben, die Eigenhändigkeit der Kassettenbriefe sei nicht genügend bewiesen. Die zuletzt ihr nahegelegte nochmalige Abdankung hatte Maria abgelehnt, da sie damit ihre Schuld zugestand. Andererseits, bis zu einem richtigen Urteilspruch über die Königin konnte Elisabeth unmöglich gehen. So verlief die Schiedsverhandlung ohne formelles Ergebnis. Am aufgebrachtesten war Norfolk, dem seine Pläne zerronnen waren, dem Elisabeth sein vermeintes Einverständnis mit Murray durchkreuzt hatte und der sich vor Elisabeth empfindlich kompromittiert wußte. Elisabeth stellte jetzt jede andere Rücksicht gegen den Gedanken zurück, die Rivalin nicht aus den Händen zu lassen. Sie überschätzte Marias Künste und politische Erfolge,

indem sie sie nicht ins Ausland entlassen wollte, und unterschätzte sie, indem sie glaubte, daß sie vor ihren gefährlichen Beziehungen und Korrespondenzen gesichert wäre, wenn sie Maria im Lande behielt. Sie ließ sie zunächst, Anfang 1569, nach Tutbury bringen, da ihr die Verwandten Norfolks als Wächter nicht mehr vertrauenswürdig waren.

* * *

So beginnt dieser unfreiwillige Aufenthalt Maria Stuarts in England, dieser zweite, an Bemühungen und Plänen nicht arme, doch nicht von ferne derart wie der bisherige mit den Ereignissen jagende Teil ihres Lebens. Sie wird in diesen achtzehn Jahren zur regelrechten Gefangenen und zur Angeklagten vor englischen Richtern, doch keineswegs so, daß nur sie als die Erleidende und Elisabeth als die Wollende zu betrachten ist. Müßte man es abwägen, welcher von beiden Königinnen der größere handelnde Anteil an Verlauf und Abschluß dieser achtzehn Jahre gebührt, so würde man die planende und agierende Maria vor der Herrin des Landes zu nennen haben. Elisabeth ist die von den Sachlagen Geschobene und Gedrängte, schon darin, daß sie Maria festhalten muß, wovon sie mehrfach gesucht hat, frei zu werden. Das Urteil des Lesers zu bilden hat der Historiker nicht, er will ihm dazu nur behilflich sein. Es ist manches, was immer ein Vorwurf auf Elisa-

beths Namen bleiben wird, und es ist auch manches Häßliche und Kleine dabei, Überlistung oder überflüssige Heuchelei, ja persönliche Feigheit. Aber Elisabeth ist immer bemüht geblieben, nur das Notwendige zu tun, sowohl in der Art, wie sie Maria behandelte, nachdem sie einmal das von dieser gesuchte Asyl in Gewahrsam verwandelt, als auch in der Art, wie sie sich ihrer erwehrte. Von einer Notwendigkeit zur andern ist sie schließlich dahingekommen, die Gegnerin unschädlich machen zu müssen. Ihr gebührt die Anerkennung, daß sie das Ganze durchgeführt hat ohne eine übermäßige Gefährdung Englands, obwohl die auswärtige Einmischung fast beständig drohte und nach dem Tode Marias in dem spanischen Angriff sich entlud. Die persönlich Heroische ist Maria. Demjenigen, der die schöne Königin doch lieber als historische Persönlichkeit, denn als Balladen- und Novellenstoff nimmt, dem ist sie in diesen achtzehn englischen Jahren am interessantesten. Denn da hat sie, die vielbehinderte Gefangene, gerungen mit der herrschenden Königin und sie mehr als einmal schlimm in die Enge getrieben; und nicht um ihre Befreiung allein hat sie gerungen, die sie leicht hätte haben können, sondern mit dieser zugleich um die unversehrte Behauptung aller Hoffnungen und Absichten, die sie je für den Triumph und Sieg ihrer Kirche gehegt. Ihre eigentliche Richtung als Monarchin, ihren Lebensinhalt, den sie in jungen Jahren

empfangen, hat sie treuer und großartiger in dieser Periode ihrer Gefangenschaft gewahrt und verfolgt, als in den schottischen Jahren, da ihr ihre Leidenschaften so leicht ihr Lebensziel verwirren konnten.

Der kluge Murray hatte vor seiner Abreise Norfolk, der ihn zur Rede stellte, zu beschwichtigen verstanden, aber damit ihn auch ermutigt, sein Spiel wieder aufzunehmen. Die Situation war nicht ungünstig, Elisabeth nach dem Scheitern des Schiedsverfahrens in recht prekärer Lage. Und so war — Burleigh hatte es vorausgesagt — der Adel jener Zeit nicht, daß er einer Maria Stuart nicht alles verziehen hätte, auch das, was man nicht bezweifelte. Die neuere, vom Mittelalter nicht gekannte Sittenstrenge, welche das Urteil vom Gewissen empfängt, hat auf lange hinaus wesentlich nur erst das Bürgertum der Reformation — und einige der ihr ehrlich anhangenden Dynastien — ergriffen und von da aus ihre Kreise weitergezogen. Norfolk gewann in England und heimlich in Schottland Stimmung für seine Vermählung mit Maria, die Gesandten Spaniens und Frankreichs unterstützten sie lebhaft, aus den so oft schon erwähnten Hoffnungen, welche aber auch von Elisabeth nicht verkannt wurden. Ihr erschien unter diesen Umständen jetzt wieder besser als alles andere die Rückkehr Marias nach Schottland, um England aus der Sache herauszuziehen und den Schotten die Schwierigkeit aufzuhalsen, sich der katholischen

Bemühungen für Maria selber zu erwehren. Sie eröffnete Verhandlungen mit Maria und der schottischen Regierung und machte nur die Ratifikation des Edinburger Vertrags von 1560 zur Bedingung. Der Plan scheiterte an der Weigerung der Schotten. Sie wollten in der großen Mehrheit nicht einmal von Marias Aufnahme als Privatperson, welche Elisabeth als letzte Möglichkeit vorschlug, viel weniger von ihrer Rückkehr als Königin wissen. Für Elisabeth war das in diesem Augenblick eine rechte Enttäuschung, und auf das schmerzlichste mußte Maria die abermalige Gewißheit hinnehmen, daß ihre Rolle in Schottland ausgespielt war.

Schon hatte sich Norfolk viel zu weit eingelassen, um noch zurückzukönnen. Trieb ihn doch sicher nicht bloß der politisierende und katholisierende Ehrgeiz, sondern auch ein Gefühl für Maria und zum mindesten das Motiv, daß er nicht kläglich vor ihr dastehen wollte. Er wußte sie von allem genau unterrichtet, da sie in ihrem Seelsorger, dem Bischof Roß, einen Vermittler ihrer geheimen Korrespondenz hatte. Norfolk verließ sich auf den bereiten katholischen Adel und auf auswärtige Hilfe, nach seinem Obsiegen sollte die englische Regierung geändert und vor allen Dingen Marias englisches Thronfolgerecht festgestellt werden.

Aber Elisabeth erhielt wieder rechtzeitig Nachricht, durch Leicester, der eine Weile den Umtrieben nahe gestanden hatte und eine Weg-

räumung des strengen Burleigh, des sachlichen Beraters seiner Königin, ganz gerne gesehen haben würde. Elisabeth erklärte dem französischen Gesandten gerade heraus, daß sie von den Umtrieben wisse und daß durch diese die Gefangenhaltung Marias nur neu gerechtfertigt werde. Letztere hatte in der jüngsten Zeit auf einem Landbesitz Talbots, des Grafen Shrewsbury, ihres neueren Hüters, ganz bequem und angenehm gelebt. Nun wurden sie und ihr Briefwechsel wieder strenger überwacht. Doch konnte sie Norfolk sagen lassen, er möge rasch handeln, jetzt oder nie sei es Zeit, und um ihre Sicherheit möge er sich dabei nicht kümmern.

Verschwörer begehen zumeist den Fehler, diejenigen günstigen Umstände, auf welche sie rechnen, schon als sicher zu veranschlagen. Sowohl die spanische Hilfe, abgesehen von 16 000 Talern, die Philipp an Maria und Norfolk gesandt hatte, wie die französische blieben aus. Der Herzog war nach dem Norden Englands gegangen, wo die Parteigänger Marias waren, er gab jedem Verdachte Nahrung und riskierte doch nicht loszuschlagen. Als ihn die Königin wiederholt nach London zitierte, wagte er nicht den Gehorsam zu verweigern, erschien und wurde in den Tower gebracht. Man transportierte ihn zu Wasser auf der Themse, und eine gewaltige Menschenmenge vom Ufer sah verstört und mit Rufen des Unwillens zu, da er einer der opulentesten Herren während seines Aufenthaltes in der Hauptstadt

war und den Bürgern zu verdienen gab; aber solche Leute räsonnieren doch nur und sind keine Partei. Wieder war es Burleigh, der von schärferem Vorgehen und Hochverratsanklage abriet; es konnte die Verschwörung höchstens in Waffen bringen. Maria, die zu größerer Sicherheit nach Coventry gebracht wurde, war außer sich über Norfolks Feigheit, auch manche von seinen Anhängern waren es, wollten mutiger sein als er, ein Teilaufstand brach aus, wurde aber leicht zersprengt; hier ließ nun Elisabeth blutige Strenge walten.

Inzwischen war Murray am 23. Januar 1570 auf dem Wege von Linlithgow nach Edinburg durch einen Hamilton ermordet worden, doch nicht aus politischen Gesichtspunkten. Er hatte gerade zuletzt die Auslieferung Marias nach Schottland gefordert, wohl weil er das Herübergreifen der englischen Verschwörung fürchtete. Marias Freude über den Mord an ihrem Bruder war groß und offenherzig, aber die Trauer der reformierten Schotten desto größer. Die schottische Totenklage um den tüchtigen Regenten gab ein Gedicht wieder, dessen Schluß hier stehen mag, um zugleich die schottische Schreibweise zu zeigen:

We had ane Prince of gude renoun,
That justice did desyre,
Aganis quhome the Hamiltoun,
Did traterously conspyre.
Quha shot him of the Bischoppis stair

In Lythgow thair Londoun,
To bruik this byworde euer mair,
Fy, tratour Hamiltoun.

Das reformierte Schottland hatte sein starkes Haupt verloren. Wieder erhoben sich die katholischen Herren und fanden manches bisherige Mitglied der protestantischen Regierung mitzutun bereit. Sie begingen aber die Unklugheit, in Nordengland einzufallen, und gaben dadurch Elisabeth den Vorwand, Truppen nach Schottland zu senden. Diese schlugen den Aufstand nieder, legten Garnisonen in die Hauptplätze und setzten Lennox, als den Großvater des jungen Königs, zum Regenten ein. Maria, die inzwischen nach Chatsworth gebracht worden war, war gegenüber Burleigh, der sie dort besuchte, bereit, unter Anerkennung des Edinburger Vertrages nach Schottland zurückzukehren, während Jakob VI. zur Erziehung nach England gebracht werden sollte. In diesem Moment, da sie in Schottland nicht mehr mit Murrays Überlegenheit zu rechnen hatte und dorthin durch Englands Schalten zurückkehren sollte, vermochte sie ihre größeren englischen Absichten und vorläufig sogar das Bekenntnis Jakobs VI. zurückzustellen. So schienen endlich die Interessen Englands und Schottlands doch noch eine Vereinbarung durch die beiden Königinnen zu finden. Da war es jedoch Elisabeth, die das Abkommen fallen ließ. Sie hatte nur Zeit für ihre Aktion in Schottland gewinnen und nach außen beschwichtigen wollen.

Dafür erlebte sie nun die abermalige Verschwörung in England. Diesmal stand mit größerem Nachdruck als je bisher das Papsttum dahinter. Am 25. Februar 1570 war Elisabeth, die Anmaßerin von England, durch päpstliche Bulle exkommuniziert worden, zugleich wurde ihren katholischen Untertanen bei Androhung der gleichen Strafe geboten, der ketzerischen Regierung den Gehorsam aufzukündigen. Es war das alte Mittel der Lösung des Untertaneneides durch die priesterliche Gewalt, wodurch einst so erfolgreich die Kirche gegen das mittelalterliche deutsche Kaisertum in der Oberhand geblieben war. Norfolk, der jegliche Versicherungen gab, war aus dem Tower entlassen worden und spann nun wieder die alten Fäden mit dem Bischof von Roß, Marias geistlichem Vertrauensmann, und mit Spanien. Diesmal sollte Elisabeth selber entthront werden und wurde Philipps Eifer außerdem durch die verheißene Verbringung Jakobs nach Spanien verstärkt. Frankreich dagegen bezog man nicht ein, da der Gegensatz zu Spanien wieder sehr lebhaft war und Katharina von Medici die Zügel der Regierung zur Zeit sehr fest hielt. Aber wenn Norfolk diesmal die auswärtige Hilfe besser sichern wollte, so zog sich dadurch die Ausführung in die Länge. Inzwischen fiel Elisabeths Beamten ein spanischer Niederländer mit wichtigen Depeschen in die Hände, und obwohl der zur Verantwortung gezogene Bischof von Roß mit der Geschicklichkeit

eines Taschenspielers die jenem abgenommenen Briefe mit anderen vertauschte, kam doch alles ans Licht. Norfolk wurde, am 16. Januar 1572, in Westminster Hall vor ein Gericht gestellt, unter Vorsitz Shrewsburys, und wesentlich auf Grund der belastenden Aussagen des Bischofs von Roß als Hochverräter zum Tode verurteilt. Elisabeth konnte nur nach langem Schwanken, nach mehrmaligem Bestätigen und Verwerfen des Urteils, von Burleigh bestimmt werden, die Strafe vollstrecken zu lassen. So folgte dem kleinen Douglas, der in Schottland seine rührende Tat für Maria gebüßt, einer der mächtigsten und vornehmsten Herren von England als verstricktes Opfer der Macht dieser Frau über die Männer und des durch sie aufgestachelten Ehrgeizes nach, ohne daß die lange Kette der um sie in den Tod Geführten damit schon zu Ende kam.

Der von Spanien her eingeleiteten Gefahr kam Elisabeth durch ein Bündnis mit Frankreich zuvor, wobei sie kein Bedenken trug, ihre künftige Vermählung mit dem Herzog von Anjou, dem späteren König Heinrich III., in die Wagschale zu werfen. Das ermöglichte ihr auch, in Schottland, wo Lennox durch einen Überfall der Hamiltons ums Leben kam, abermals Ordnung zu machen und den Grafen von Mar zum Regenten einzusetzen. Maria hatte die Redlichkeit gehabt, sich bei Elisabeth für Norfolk zu verwenden, wobei sie, vielleicht auch in einer leb-

haften Aufwallung von Zorn über den feigen Verräter der ihm anvertrauten Geheimnisse, den Bischof von Roß als einen verlogenen Priester bezeichnete, dem nichts zu glauben sei. Sie wußte sich in der ganzen Norfolkschen Sache als harmlos hinzustellen und eine Anklage gegen sich selber zu vermeiden, obwohl das englische Parlament heftig auf eine solche drängte, die „an Leben und Titel" gehen müsse. Elisabeth erklärte dem Parlament, sie könne „den Vogel, der sich wie vor dem Geier in ihren Schutz geflüchtet habe, nicht umbringen lassen". Aber das Parlament drängte weiter und beschloß, daß die ehemalige Königin von Schottland bei neuen Vergehen gegen die englischen Gesetze wie die Frau eines englischen Peers nach den Gesetzen zu behandeln sei. Durch diesen Beschluß ist es gekommen, daß Maria bei der späteren Verschwörung gegen Elisabeth die Exemtion verloren hatte, welche sie diesmal vor der Anklage bewahrte. Elisabeth hätte Maria auch jetzt am liebsten nach Schottland abgeschoben, wenn sie die Gewährschaft. erlangte, daß sie dort, ohne daß es große Unruhen erregte, irgendwie unschädlich gemacht werde. Sie hat darüber verhandelt, die schottische Regierung dafür ein festes Bündnis mit England verlangt, sowie Sicherungen, daß Marias Hinrichtung die Rechte Jakobs VI. auf England nicht verkürzen werde. Inzwischen aber starb der Graf von Mar, einer der wenigen Männer, die in Schottland zu jener Zeit eine

öffentliche Rolle gespielt haben und doch eines natürlichen Todes gestorben sind. Morton übernahm die Regierung, ein Mann mit weitem Gewissen, wie fast alle, die wir in den Regierungswechseln des unruhigen Landes als Politiker zu nennen gehabt haben, aber auch wiederum entschlossen und sehr klug und nun, da er selber verantwortlich an die Spitze gelangt war, vor allen Dingen besorgt um den ungefährdeten Frieden des Landes und seiner Regierung. So blieb der seltsame Plan liegen, der hierzu nicht paßte und dessen Ausführung Elisabeth von vornherein wenig getraut hatte.

* * *

Marias Tage vergingen in wechselnder Einengung oder Minderung ihrer Haft, je nachdem die Gefahr mehr oder minder akut erschien, die von ihr drohte. Die inneren Gegenströmungen und Intrigen, an denen es nach wie vor in England nicht fehlte, suchten auch weiterhin Anschluß an sie und wurden von ihr, wie sie konnte, ermutigt. Es gab auch schon sonst Leute, die sich beizeiten gut mit der künftigen Königin zu stellen gedachten; denn durch ihre Gefangenschaft an sich war ihre Thronfolge nicht verkürzt, in der englischen Königsgeschichte war mancher aus dem Gefängnis auf den Thron gekommen. Sogar die alte Ränkespinnerin Lady Lennox, die immer noch in England lebte, knüpfte mit Maria an, obwohl sie an deren Mitschuld bei

Darleys Ermordung nicht zweifelte, und wurde dafür wieder einmal in den Tower geschickt. Trotz alledem hielt Elisabeth Maria auch jetzt nicht unnötig hart. Sie konnte in Sheffield Castle, wo sie derzeit lebte, reiten und jagen, auch eine Badereise nach Burton machen. Es tritt überhaupt um diese Zeit eine beruhigtere Stimmung ein, Elisabeth nahm sogar die Handarbeiten und kleinen aus Frankreich bezogenen Geschenke an, welche ihr Maria übersandte. Die Gefangene sann jetzt darauf, Elisabeth persönlich weich zu stimmen, hoffte viel von einer persönlichen Begegnung, denn gesehen hatten sich die beiden Königinnen immer noch nicht, und haben es niemals. Aber Maria verzichtete deswegen nicht auf die in aller Heimlichkeit fortgesetzten auswärtigen Verbindungen. Sie wollte Frankreich von dem Bündnis mit England abbringen, wollte verhindern, daß Frankreich Jakob VI. — an Stelle von ihr — als König von Schottland anerkenne, und nahm, als diese Hoffnungen an Katharina von Medici scheiterten, nach dem gewohnten Balancesystem desto eifriger die Beziehungen zu Spanien und dem Papste wieder auf. Der vielgewandte Bischof von Roß war wieder ihr Vertrauensmann geworden und durfte es auch von der englischen Seite wieder sein. Papst Gregor XIII. erreichte jetzt von ihr ein förmliches Testament, durch das sie die Thronfolge in Schottland, England und Irland für den Fall, daß Jakob VI. nicht zum wahren

Glauben zurückkehre, an König Philipp II. von Spanien übertrug. Aber Philipp war ganz durch die Eroberung Portugals abgelenkt, die er damals vollbrachte, so daß er vorzog, die Rechte, die er durch das Testament gewann, vorläufig ad acta zu nehmen.

Unterdessen geschah in Schottland ein unvermuteter Umschwung. Ein Stuart, der bisher in Frankreich gelebt hatte, sich als Esmé d'Aubigny französisiert hatte und ganz in den alten guisischen Gedankengängen lebte, kehrte nach Schottland zurück und gewann rasch die Gunst seines heranwachsenden jungen königlichen Verwandten. Er und ein anderer stammverwandter Günstling des jungen Königs, James Stuart of Bothwellmuir oder Ochiltree, brachten 1580 den bisher allmächtigen Morton durch eine neue Adelsverschwörung zu Fall. Ihm wurde der Prozeß gemacht, als Mörder Darleys, und er gestand seine Mitwissenschaft um eine Handlung zu, welche von der damals regierenden Königin gebilligt worden sei. Etwas eigentümlich Müdes ist in der Offenheit, womit dieser Mann, der das ganze Wirrsal der schottischen Zeitereignisse aktiv — und gleichzeitig wiederum mit einem überlegenen persönlichen Sarkasmus — mitgemacht und zuletzt tatkräftig zum Wohl des Landes regiert hatte, alle Fragen beantwortete; nur als man frug, ob er den Kanzler Athol vergiftet habe, antwortete er: „O pfui! Es sind schon schlimme Gewohnheiten genug in Schottland, Gott ver-

hüte, daß die elende Sitte des Vergiftens auch zu uns komme!“ Daß man wagen würde, ihn auf das Schafott zu bringen, wie dann geschah, hatte er doch selber nicht vorausgesetzt.

Elisabeth war aus diesen Vorgängen um so aufgebrachter und besorgter, als durch die beiden Günstlinge und deren eifrige französische Beziehungen sogar das reformierte Bekenntnis Jakobs VI. in Frage gestellt wurde. Überhaupt gewann die international unterstützte Rekatholisierung Schottlands und Englands wieder einmal deutliche Gestalt. Die Krise war bedenklicher als seit lange. Frankreich hatte zu Edinburg die Hand ins Spiel bekommen, Maria hatte, was sich doch in den diplomatischen Beziehungen verspüren ließ, Spanien eine Art rechtliche Begründung zum Eingreifen geschaffen, der Klerus machte auf der ganzen Linie mobil. In den Priesterseminaren des Kontinents wurde gegen Elisabeth, „das größte Ungeheuer der Welt“, geeifert und für wohlgefällig erklärt, wenn jemand Mut genug fände, sie aus der Welt zu schaffen. Reims, der alte Sitz der Guise, war das Zentrum dieser Agitation, hier wurde — Schiller hat das für seinen Mortimer verwendet — jedem neuaufgenommenen Zögling des dort errichteten schottisch-englischen Seminars die Verpflichtung abgenommen, seine Kräfte zur Ausbreitung der katholischen Religion in England anzuwenden. Der neue Jesuitenorden richtete zu Rom sein englisches Kollegium ein und begann

dessen Zöglinge nach England zu senden, trotz der Folter und Hinrichtung, der diese jungen Fanatiker entgegengingen; man ging zu jener Zeit der großen geistigen Weltgegensätze, die immer heroischer bleiben, als die überwiegende materielle Gewinnjägerei anderer Zeiten, in die Intrigen und Attentate um große Ziele so besinnungslos hinein, wie der Soldat in die Schlacht geht. Der Orden, welcher damals auch noch sanguinischer und ungeduldiger war, glaubte der päpstlichen Kurie eine baldige Massenerhebung in England in Aussicht stellen zu können. Alles dies stand in Verbindung mit Maria Stuart und mit der Tätigkeit d'Aubignys, der nur durch die schottischen Bewegungen, die sich gegen ihn regten, und durch den engeren Zusammenschluß des reformierten Adels einigermaßen gehemmt wurde in seiner Arbeit für den allgemeinen christlichen Kreuzzug der katholischen Gläubigen des Abendlandes gegen England. Zu dessen Heerführer war der jüngere Herzog Heinrich von Guise, Marias Vetter, ausersehen. Er war der Sohn von Marias 1563 gestorbenem Oheim Franz, 1550 geboren, ein schon in jungen Jahren hochberühmter Kriegsmann, bekannt unter dem Namen Le Balafré, wie er nach einer derben Narbe genannt wurde. Durch ihn und seine Verbindungen schien sich nun alles erfüllen zu wollen, was einst sein Vater und sein noch lebender Oheim, der Kardinal, auf dem Wege einer katholisch-europäischen Liga geplant hatten.

In dieser Spannung nahmen einige Mitglieder des reformierten Adels, unter Führung von Mar und Lindsay, den jungen König von Schottland auf der Jagd gefangen und brachten ihn in ihre Obhut nach Stirling. Und hierüber zerrann der ganze Plan, von dem Maria unterrichtet gewesen war und auf den sie ihre Hoffnung gesetzt. Die Guise und die ecclesia militans hatten zu wenig mit dem längst gefestigten reformierten Bekenntnis Schottlands gerechnet und allzu leichtherzig auch geglaubt, der gesicherten Beteiligung der wirklichen Regierungen für das große impulsive Unternehmen des kirchlich-katholischen Europas entbehren zu können. D'Aubigny mußte von Schottland nach Frankreich fliehen und hier ist er, ein Mann in den vierziger Jahren, bald darauf gestorben.

Immerhin erkannte Elisabeth aus diesen Vorgängen und den Nachspielen, welche sich einstellten, den Attentaten, die im Jahre 1584 gegen ihr Leben gemacht wurden, die allgemeine Gefahr, in der sie und ihre Regierung sich befanden. Sie verhandelte nach der Wendung der Dinge in dem nördlichen Nachbarreiche aufs neue mit den Schotten, um den gefährlichen Gast aus ihrem Lande entfernen zu können. Und dieses gab den Anlaß, daß Jakob durch d'Aubignys ehemaligen Begleiter und Nachfolger in seiner Gunst, Patrick Master of Gray, obwohl dieser selber aus der Schule der Guise herkam, von den kompromittierenden katholischen Beziehungen

gelöst und auf die Vorteile einer selbständigen Haltung hingeleitet wurde, die ihm auf friedliche Weise England sichern könne. Zum Unglück Marias erfuhr nicht bloß Elisabeth, sondern auch die englische Öffentlichkeit gerade jetzt, weil zwei geistliche Agenten mit geheimen Briefschaften abgefaßt wurden, in welchem Umfang die englische Regierung und kirchliche Verfassung durch die letzten großen Verabredungen des internationalen Kampfkatholizismus, von denen Maria wußte, bedroht gewesen waren. Das Parlament faßte sehr bestimmte Beschlüsse, und dadurch ward es unmöglich, Maria nach Schottland als Privatperson unter der Regierung ihres Sohnes zu entlassen. Die Erregung wuchs noch, als man von einer neuen Reihe von Mordanschlägen gegen Elisabeth zu hören bekam, die, bis der Zweck erreicht sei, aufeinander folgen sollten.

Es war schlechte Zeit damals zu friedlichen Beilegungen. Frankreich stand bereits in den Flammen des konfessionellen Bürgerkrieges. König Heinrich III., der Nachfolger Karls IX. seit 1574, schwankte haltlos zwischen seiner Mutter Katharina, den Guisen und den Hugenotten hin und her, suchte bald durch die eine, bald durch die andere Partei sein Königtum auf eine starke Machtgrundlage zu stellen. Nun war aber durch den Tod eines anderen Valois, Franz von Anjou, im Jahre 1584 der protestantische Heinrich von Navarra aus dem Hause Bourbon (Heinrich IV.) der legitime Thronerbe geworden, und die dadurch

erschreckten katholischen Parteien einigten sich zum Widerstand gegen diese Gefahr. Sie verkündigten, ermutigt vom Papste und von Spanien, den guisischen Kardinal von Lothringen, dessen Schülerin vor einem Vierteljahrhundert Maria Stuart gewesen war, zum Thronfolger, wodurch der Krieg ausbrach, in welchem Heinrich von Navarra seine Überlegenheit als Heerführer so glänzend erweisen und sein Thronrecht sichern sollte. Es hatte zunächst nicht den Anschein, als ob der Glaubenskrieg an den Grenzen Frankreichs Halt machen würde. Die Kämpfer gegen den Bourbon und ihre auswärtigen Bundesgenossen hatten sich zur „katholischen Liga" konstituiert, ganz Europa wurde gezwungen, sich nach den Konfessionen zu gruppieren, es war keine Zeit, neutral zu sein, und Spanien hatte, da Frankreich in sich gefesselt war, jede Aktionsfreiheit. Auch Elisabeth zog ihre Bündnisse enger. Leicester ging mit englischen Truppen nach den Niederlanden, um den fast erliegenden Generalstaaten gegen Spanien Beistand zu leisten; die berühmten Freibeuter aus Elisabeths Zeit, die Drake und Genossen, welche die Geschichte der englischen Macht zur See einleiten, segelten nach den spanisch-amerikanischen Kolonien ab, um Philipp an dieser empfindlichen Stelle zu treffen. In diesem Augenblick konnte Elisabeth es nur als Gewinn betrachten, ein so kostbares Pfand wie Maria Stuart noch in der Hand zu haben. Ein Schutz- und Trutzbündnis mit der schottischen

Regierung Jakobs, deren protestantische Tendenz sich um diese Zeit befestigt, gelang es ihr gleichwohl, im April 1586, herbeizuführen.

Maria befand sich jetzt in der Bewachung des gewissenhaften und strengen Sir Amyas Poulet, mit dem wir an die Zeit gelangen, welche Schillers Drama umfaßt. Das war kein Edelmann der alten Schule mehr, denen es viel eher auf persönliche Erreichungen als auf dasjenige ankam, was man Charakter nennt. Sondern schon einer jener sich ankündigenden neuen Engländer, die aus den Generationen seit der Reformation erwachsen und in ihrer harten, trockenen Prinzipienstärke, ihrer persönlichen Einordnung in größere Grundsätze vor allem dem englischen siebzehnten Jahrhundert seine Züge verleihen. Poulets Richtschnur im ganzen Verhalten war schon eine derartige unerschütterliche Pflichtauffassung. Marias Heiligenbilder, ihr katholischer Hausgottesdienst und alle sonstige „Papisterei“ waren ihm ein Greuel, und es genierte den aufrechten, angesehenen Mann, daß man an Shrewsburys Statt ihn zum Kerkermeister gemacht hatte. Aber er hielt sich nach beiden Seiten genau an seine Instruktionen und bestand zum Beispiel mit nachdrücklicher Beschwerde darauf, daß auf Marias Lebensführung genau die Summe verwendet werde, die dafür ausgesetzt war; er sorgte in seiner herben Art für sie, indem er sie gleichzeitig genau so streng überwachte, als seine Verantwortlichkeit erfor-

derte. Bei ihren Spaziergängen schloß er sich ihr beständig an; ihm war befohlen, im Fall eines Fluchtversuches sie zu töten, und er pflegte zu sagen, daß, wenn er bei solchen Ausgängen werde von ihren Freunden überfallen werden, er Gott sei Dank sicher sei, daß er eine Sekunde länger leben werde als sie.

Maria war damals vierundvierzig Jahre alt. Solche Frauen verlieren ihren Reiz niemals ganz, denn Schönheit an sich ist noch gar kein solcher, ohne Hinzutritt von Charme und eines Teils jener Virtuosität der Persönlichkeit, welche Maria in so hohem Maße zu eigen war. Sie, die als Mädchen und junge Frau fast in modernem Sinne durch Sport und Übungen die Elastizität ihrer Figur gesichert hatte, war in der Gefangenschaft freilich korpulent geworden, litt an Rheumatismen, die sie den alten, schlechtgehaltenen Schlössern zur Last legte, wo sie leben mußte, und ihr schönes Haar war bereits angegraut.

Auf ihre auswärtigen Korrespondenzen und die Betreibung ihrer Ziele durch diese hatte sie nie verzichten wollen und setzte sie insgeheim fort. Aber nunmehr war von englischer Seite der Widerstand dagegen besser organisiert. Schon 1583 hatte sich im Lande eine Art Verein gegen die Attentate auf die Königin Elisabeth gebildet, zu schärferer Überwachung und Nachspürung. 1584 beschloß das Parlament sehr energische Maßregeln zu deren Verhütung, erklärte auch

das Thronrecht der Stuarts erloschen für den Fall, daß Königin Elisabeth eines gewaltsamen Todes sterben sollte. Unter Leitung des um die Begründung der englischen Größe und u. a. um die Einleitung englischer Kolonien sehr verdienten Staatssekretärs des Auswärtigen, Francis Walsingham, der als früherer Gesandter auf dem Kontinente diese Praktiken hatte studieren können, wurde ein vorzügliches arbeitendes Kontresystem ins Werk gesetzt, eine verzweigte Spionage, die ihre Agenten und, wie wir heute sagen, ihre agents provocateurs sogar im Priesterseminar von Reims sitzen hatte. Überhaupt wurden Kleriker gewonnen, denn Walsingham pflegte zu sagen, ein tüchtiger und lasterhafter Priester sei der beste Spion der Welt.

Auf diese Weise wurde das neue Komplott eines jungen englischen Edelmanns entdeckt, Anthony Babingtons, der früher zu Sheffield im Hause Shrewsburys Page gewesen war und dort Marias heimlichen Briefwechsel vermittelt hatte. Diesem Babington hatten sich zwei Sendboten der kontinentalen Anschläge gegen Elisabeth genähert, ein englischer Katholik John Savage, der in den Niederlanden im spanischen Kriegsdienst gestanden hatte, und ein aus England geborener Priester John Ballard, der in Rom mit Instruktionen ausgerüstet worden war. Mit Babington einig suchten sie weitere Verbündete zum Werke und ahnten nicht, daß unter denen, die sie fanden, auch zwei Agenten Walsinghams

waren. Ebensowenig ahnten sie, daß der Priester Gilbert Gifford, der in Reims erzogen war und Marias vollstes Vertrauen besaß, von englischer Seite bestochen war. So ließen die Behörden den Briefwechsel der Verschworenen untereinander und mit Maria, die jetzt in Chartley war, ruhig gewähren. Gifford besorgte die Briefe hin und her, die dabei auch durch Poulets Hand gingen; man erbrach sie, nahm Abschriften, siegelte sie wieder zu und beförderte sie weiter. So verfuhr man, bis man genau unterrichtet war und die Sicherheit hatte, wie weit Maria selber, die zuerst sehr zurückhaltend gewesen war, aber bei dem guten Fortgang der Sache unvorsichtiger wurde, in das Geheimnis gezogen sei. Der Zweck dieser vom englischen auswärtigen Amt organisierten Intrige war nicht bloß die Beobachtung der gefangenen Königin, sondern auch, Anklagematerial gegen sie zu schaffen. Denn daß die Gefahr durch sie andauere, war unverkennbar, und die Stimmung im Lande forderte immer heftiger ihren Tod.

Es handelte sich um weit mehr, als bloß um eine gewaltsame Befreiung Marias. Sie gewann nichts, wenn ihr nicht starke politische Hilfe gebracht wurde, und sie war deshalb gewillt, Spanien für eine solche ihren Sohn zur „Bekehrung" in die Hand zu spielen. Daß man die Ermordung Elisabeths als die Voraussetzung ihrer Befreiung ansah, hat sie gewußt. In den späteren Stadien der Verschwörung hat sie es

erfahren und nicht widersprochen. So lange ließ man den Briefwechsel gewähren. Die Briefe, welche sie danach am 17. Juli 1586 abschickte, an Babington mit genauen Angaben, auf welche Weise ihre Wächter überrumpelt werden könnten, und an ihre politischen Freunde mit der Mahnung zur Eile, wurden dann nicht mehr weiterbefördert, sondern zurückbehalten. Auch die spanischen Mitwisser nebst ihrem Haupte Mendoza, der früher spanischer Gesandter in London gewesen, jetzt es in Paris war, waren in die Falle der Walsinghamschen Lockspitzel gegangen und hatten ihnen alles erwünschte Material verschafft. Darunter die Versicherung, daß Philipp II., sobald Elisabeth getötet sei, das verwirrte England angreifen werde; ferner die Mahnung Mendozas, doch auch ja nicht zu versäumen, Burleigh, Walsingham und andere hohe Vertreter der englischen Regierung umzubringen. Die spanische Flotte unter dem Befehl Alexanders von Parma — die Vorläuferin der unüberwindlichen Armada — lag in den Häfen der Halbinsel bereit, nach England unter Segel zu gehen.

Elisabeth hat sich um das raffinierte Verfahren ihres Ministers, die feindlichen Pläne bis in das Letzte bloßzulegen, nicht im einzelnen gekümmert. Im allgemeinen hat sie sicherlich darum gewußt, sie war eine viel zu durchgreifende Königin, als daß derartiges ohne sie unternommen werden konnte. Man legte ihr dann alles Erkundete auf einmal vor. In-

zwischen hatten auch die Verschworenen, schon durch das Ausbleiben der letzten Antworten Marias, gewittert, daß es nicht mehr geheuer sei. Sie wollten fliehen, wurden aber vom 4. bis 6. August in ihren Verstecken aufgefunden und verhaftet. Nachdem ihre Aussagen gemacht waren, deren es angesichts jenes Materials kaum bedurfte, wurden sie verurteilt, unter ihnen die Führer Babington, Savage, Ballard, und am 20. September zum Teil mit martervoll verschärfter Todesstrafe hingerichtet.

Maria wußte von den Verhaftungen noch nichts. Bei einer Jagd zu Pferde, die man ihr am 16. August veranstaltete, wurde sie von einem Trupp königlicher Reiter aufgehoben und unter der Anschuldigung, gegen Elisabeths Leben konspiriert zu haben, die sie zwar sofort zurückwies, nach Tixall geführt; Poulet verbürgte sich ihr, daß sie nicht etwa ohne Gericht und Urteil heimlich abgetan werden sollte. Unterdessen wurden in Chartley ihre Schränke erbrochen und ihre Briefschaften nebst den Chiffreschlüsseln — den Tabellen zur Auflösung der Geheimschrift —, die man zur Überführung noch brauchte, beschlagnahmt; dann wurde Maria nach Chartley zurückgebracht.

England war seit der Verhaftung der Verschworenen voll von Gerüchten, man meinte, jeden Tag würden die Spanier landen, auf das lauteste wurde der Prozeß Marias gefordert. Als Grundlage für die Zuständigkeit englischer Richter

gab es den S. 170 erwähnten Parlamentsbeschluß wegen krimineller Behandlung Marias als englische Dame im Falle neuer Umtriebe. Aber dessen völkerrechtliche Unanfechtbarkeit stand in Zweifel, da Maria zwar nicht mehr regierende Souveränin war, aber auch ihr Verweilen in England zu der Zeit, da das Gesetz über sie gemacht wurde, kein freiwilliges mehr war. Elisabeth entschloß sich ungern zu dem Prozeß. Sie versuchte noch einen Ausweg, forderte von Maria ein freiwilliges Geständnis und Reuebekenntnis, durch welches Elisabeth die Gelegenheit erhalten hätte, einen Akt öffentlicher Verzeihung zu üben, also auf die wirksamste Weise allen europäischen Verwickelungen die Spitze abzubrechen und Maria derartig ins Unrecht zu setzen, daß man nicht wohl mehr für sie eintreten konnte. Aber das sah auch Maria ein und verweigerte sich dem Vorschlag. Damit freilich verzichtete sie auf den Weg, ihre Lage doch noch irgendwie ins Politische hinüberzuspielen und sich auf diese Weise mit größeren oder geringeren Opfern ihres Stolzes oder ihrer Überzeugung zu retten. Es kam Elisabeth auch dann, obwohl der Tod der Schottin die radikale Beseitigung aller durch sie entstandenen Verlegenheiten und andauernden Gefahren war, bei dem nun nicht mehr zu vermeidenden Prozeß wieder in nächster Beziehung darauf an, politisch gedeckt und gerechtfertigt zu werden dadurch, daß die Umtriebe Marias öffentlich festgestellt

wurden. So hat sie den eigentümlichen und nicht einwandfreien Schritt getan, der Gegnerin noch nach Einleitung des formellen Verfahrens in einem Privatschreiben zuzureden, es werde für Maria vorteilhaft sein, den Richtern die Antwort nicht zu verweigern.

Am 5. Oktober 1586 trat der Gerichtshof in dem geräumigen Schlosse Fotheringhay in Northamptonshire zusammen, aus fünfundvierzig Mitgliedern — Lords des Parlaments, hohen Beamten und Richtern von Beruf — zusammengesetzt. Auch Maria war nach Fotheringhay verbracht worden. Am 14. begannen die Sitzungen. Wieder bemühte sich Elisabeth durch Mittelsmänner, die Schottin von dem Standpunkt abzubringen, daß sie als Königin überhaupt nicht anzuklagen sei und sich nicht zu rechtfertigen brauche. Diesmal gelang die Überredung, durch den Hinweis, dem sich Maria nicht versagte, daß ihr Schweigen trotz aller grundsätzlichen Motive von jedermann nur als das schlechte Verteidigungsmittel einer Schuldigen werde aufgefaßt werden.

Das Auftreten Marias vor dem Gericht von Fotheringhay bleibt für alle Zeiten ein Bravourstück selbstbeherrschter weiblicher Haltung und der spezifischen Elastizität weiblicher Schlagfertigkeit. Ihre Sache war kriminell verloren, denn man besaß alle Schriftstücke und, wie sie selber wußte, ihre Chiffern; auch hatten ihre beiden Privatsekretäre, die man schon vorweg verhört

und mit der Folter bedroht hatte, alles gestanden. Aber sie hat ihre ganze Klugheit und Kunst darauf verwendet, dem Prozeßgang und dem richterlichen Urteil Schwierigkeiten zu machen. Und das hat sie, der ihre Verteidigung allein überlassen blieb, nahezu lückenlos verstanden. In vollkommener Ruhe verharrt sie bei jeder neuen erschreckenden Überraschung, von dem ersten Verhör bis zu dem Tage, da sie das Haupt auf den Richtblock legt. Als Königin, die sich nach dem für sie hingestellten Armsessel umschaut, tritt sie auf, und in den Zwischenzeiten des Prozesses läßt sie sich in der Weise, wie Fürsten fragen, über die Personalien der Richter Mitteilungen machen. Mit der Treffsicherheit, die wir aus dem jahrelangen Überdenken und Zurechtlegen aller Umstände verstehen, weist sie auf alle unbilligen Punkte, alle Inkonsequenzen in Elisabeths Verhalten seit dem Tage hin, da sie in England als hilfesuchende souveräne Monarchin aufgenommen worden sei, betont mit instinktiver Klarheit über Elisabeths persönlichste Bedenken, über das, was Elisabeth immer wieder zögernd gegenüber Burleighs und der übrigen Räte Entschlossenheit macht, die allgemeine Gefahr für die monarchische Institution, die in einem solchen Gerichtsverfahren enthalten sei. Als man sie durch das erdrückende Material ihres Mitwissens von der Verschwörung überrumpeln will, verliert sie während der Verlesung keinen Augenblick die Fassung, die entrüstete

Miene einer Unschuldigen, welche durch trügerische Beweise überwältigt werden soll. Sie zieht sofort die Linie, daß man sie nicht verantwortlich machen kann für das, was ihre Schreiber, wenn auch in ihrem Namen, geschrieben haben, ficht aber gleichzeitig die Authentizität dieses gesammelten Materials an, erklärt die Geständnisse ihrer angeblichen Mitschuldigen für erzwungen, nennt die Hast verdächtig, womit man Babington und seine Genossen schon hingerichtet habe, und weiß überhaupt nicht, wie sie dazu kommen soll, über die gefährlichen Anschläge einiger ihr unbekannter, desperater Männer Rede und Antwort zu stehen. Durch ihre Kaltblütigkeit, ihre mehr oder minder treffenden Einwände gegen jeden einzelnen Punkt der Beweise und des Verfahrens, durch den Nachdruck und die Zuversicht, womit sie fordert, ihre beiden Sekretäre sollen herbeigerufen werden und in ihrer Gegenwart die Aussage wiederholen, bringt sie die Sachwalter der Königin dermaßen in Verlegenheit, daß diese den Fehler machen, ein solches Neuverhör in ihrer Anwesenheit zu verweigern, aus offenbarer Besorgnis, diese beiden wichtigen Zeugen werden in Marias Gegenwart die gemachten Geständnisse nicht erneuern. Auch indem sie gegen Walsinghams ganzes Spionageverfahren sich wendet, trifft sie einen sehr wunden Punkt, wennschon Walsingham sich sofort mit ungespielter Entrüstung gegen ihren Vorwurf erhebt, aus dem besten Glauben, mit den Mitteln

der Zeit, deren Unreinheit man noch übersehen wollte, die Wohlfahrt des Reiches und der Königin behütet zu haben. Und in die Enge getrieben, namentlich durch die letzten Briefe vom 17. Juli, gibt Maria schließlich zu, an ihrer Befreiung gearbeitet zu haben, was ihr aber niemand verübeln könne; die Sicherheit Elisabeths hierdurch zu gefährden oder eine solche Gefährdung zu billigen, würde ihr nicht in den Sinn gekommen sein, wofür sie Gott zum Zeugen anrufe.

Der Gerichtshof vertagte sich, trat wieder zusammen, verhörte die Sekretäre noch einmal, jedoch in Marias Abwesenheit, und erhielt von ihnen die gleichen Aussagen wie früher. Ende Oktober ward das Urteil gefällt. Es betonte, daß für Marias Schuld nicht in Frage komme, ob sie einen Anschlag gegen Elisabeth ausdrücklich gebilligt habe, denn die Rebellion, welche sie überführter- und zugestandenermaßen habe erregen wollen, schließe einen solchen Anschlag ein. Der Spruch lautete auf Tod. In beiden Häusern bestätigte das Parlament das Urteil und schloß das ausdrückliche Verlangen daran, daß es vollzogen werde. Es faßte dabei seine ganze Meinung gegen Maria, worin es der großen Mehrheit der Nation entsprach, zusammen: sie ist abgehärtet in Tücke und derart geneigt zur Vernichtung Eurer Majestät, daß, um dies zu erreichen, sie nichts versäumt hat, was ihr dazu dienen konnte. Sie ist ein stolzes, kühnes

und desperates Weib, und so lange sie lebt, wird Eure Majestät nicht in Sicherheit sein. Sie ist vergiftet mit Papisterei und brennt darauf, das Evangelium in England und überall zu zerstören. Der König von Spanien bereitet vor, sobald Eure Majestät getötet sei, in England zu landen, und so würde die Nation in die Knechtschaft des Auslandes geraten, das Gemeinwohl zerstört, der Umfang der Kronrechte an einen italischen Priester verkauft werden. Von dem Tage, da die Königin von Schottland nach England kam, ist sie ein Krebs an dessen Herzen gewesen, indem sie den Sinn des Volkes verdarb.

Elisabeth zögerte mit der Bestätigung, auch wenn es nur war, um desto ersichtlicher als die gedrängte konstitutionelle Monarchin zu erscheinen. Sie befrug das Parlament, ob es nicht der Meinung sei, daß ohne Marias Hinrichtung die Sicherheit der Königin verbürgt werden könne, und erhielt, vom 18. November, die gleiche Antwort wie das erstemal. Inzwischen hatte sie am 10. November der Gefangenen das Urteil zustellen lassen. Poulet ließ nun Marias Wappen und die anderen Abzeichen ihres königlichen Ranges aus den Zimmern entfernen. Auch wurde das Urteil in der Hauptstadt angeschlagen und erregte großen Jubel. In ganz England brannten Freudenfeuer und vierundzwanzig Stunden lang wurden die Glocken in Elisabeths Reiche geläutet. Doch blieb das

Urteil immer noch ohne die königliche Unterschrift.

Es waren die Wochen, da nun auch die auswärtigen Mächte ihre Vorstellungen machen konnten. Spanien hatte sich zu weit eingelassen, um dies noch in diplomatischer Form tun zu können. Dagegen taten es Frankreich und Schottland, aber so, daß die englische Regierung die Überzeugung gewann, sie brauche von diesen Seiten keine allzu bedrohlichen Schritte zu fürchten. Entschiedenheit ist immer der beste Dämpfer auf Einspruchgelüste, und indem Elisabeths Regierung Entschlossenheit zeigte, erkannte sie schon, daß sie diese Wirkung nicht verfehlen werde. König Jakob von Schottland hatte seine Mutter nie gekannt. Er wußte von ihr nur, so wie man sie ihm geschildert hatte, sah in ihr die Frau, die seines Vaters Tod verursacht und sich selber durch ihre verschiedenen Handlungen ins Unglück gebracht hatte. Ihm war die Hauptsache, daß sein englisches Erbrecht nicht leide; zu den Vorstellungen, die er durch Entsendung Grays erhob, mußte er erst durch die französische Diplomatie gedrängt werden. Er wollte auch jetzt die Sache so wenden, daß seine Mutter auf die Weise ihr Leben retten sollte, daß sie alle ihre Rechte endgültig an ihn übertrug, also nach eigenem Zugeständnis Privatperson wurde und dadurch Elisabeth vor weiteren Unternehmungen sicherte. Worauf Elisabeth, die derlei wohl früher gewollt hatte, aber jetzt nicht mehr,

dem Abgesandten des schottischen Königs scharf genug antwortete, dann geriete sie in eine schlimmere Lage als vorher, denn damit würden die Bedrohungen gegen sie, die Ungeduld, den englischen Thron zu erledigen, nur von der Mutter auf den Sohn übergehen. Sie habe Jakob Gutes getan von Anfang an, ihn in seiner Regierung beschützt, und er solle sich genügen lassen, wenn das zwischen England und Schottland bestehende Bündnis von beiden Seiten redlich gehalten werde.

Sie verbrachte unruhige, mit allen Gedanken ringende Tage, zu Gewissensfragen kam die Sorge vor dem großen katholischen Kriege hinzu, der entstehen könnte. Sie hielt sich allein, man sah sie rastlos, in Überlegungen versunken, durch ihre Zimmer wandern. Wenn sie in dieser Situation nicht offen gehandelt hat, so haben wir das zum größten Teil aus der letztgenannten Sorge zu begreifen. Unter der Zeit war ihr Geheimer Rat in der Lage, ihr ein entdecktes neues Attentat zu melden. Richtiger wohl nur eine aufgebauschte Gelderpressung, die zugleich ein kleines Zeitbild darstellt. Ein schlecht beleumdetes Individuum hatte dem französischen Gesandten das Anerbieten gemacht, Elisabeth zu ermorden, und als dieser es abwies — ohne doch der englischen Regierung Mitteilung zu machen —, hatte der Mann von dem Gesandten Geld zur Flucht gefordert und ihn, als er auch das abwies, kühn als den Urheber des Planes bezichtigt.



Maria Stuart.
Gemälde aus der Schule des François Clouet in der Ermitage zu St. Petersburg.
(Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)

Schließlich befahl Elisabeth ihrem Sekretär Dawison, ihr das Urteil vorzulegen. Dem Beamten gegenüber war sie die gelassene Königin, und doch erkennen wir eben hieraus, bei einem solchen Anlaß, ihre Absichtlichkeit und Befangenheit deutlich genug. Sie frug ihn Persönliches, ging auf sein Befinden ein, zuletzt ließ sie sich das Urteil geben, unterzeichnete es wie die gleichgültigste Sache von der Welt und machte ein paar sehr gezwungene Scherze: Ob er deswegen traurig sei und ob er nicht glaube, daß die Nachricht von der geschehenen Unterschrift Walsingham töten werde. Sie gab noch Befehl, von der Unterzeichnung nichts verlauten zu lassen bis zur Hinrichtung. Aber den ausgesprochenen Befehl zu dieser gab sie nicht mit.

Ihre Treuen kannten sie genau genug. Walsingham und Dawison schrieben an Poulet einen nicht mißzuverstehenden Brief. Die Königin sei in Gefahr, solange Maria am Leben sei; „aus diesem Grunde empfindet Ihre Majestät großes Mißfallen darüber, daß Männer, welche sich der Liebe zu ihr rühmen, ihr nicht diese Last abnehmen, da Ihr doch wißt, wie ungern Ihre Majestät Blut vergißt“ ꝛc. Der redliche Poulet, dessen befangene puritanische Frömmigkeit sich über Marias Ruhe entrüstete, in der er nichts als die Halsstarrigkeit der verstockten Papistin sah, war außer sich über diese Andeutungen und schrieb es ihnen würdig zurück. „Mein Gut, mein Amt und mein Leben stehen zur Verfügung

Ihrer Majestät. Wenn sie es begehrt, bin ich bereit, sie morgen hinzugeben, denn ich besitze sie durch ihre Gnade und will sie nur mit dem Willen Ihrer Majestät besitzen. Gott bewahre mich aber davor, mit meinem Gewissen so elend Schiffbruch zu leiden oder meinen Nachkommen das Andenken an ein schandbeflecktes Leben zu hinterlassen, daß ich ohne Ermächtigung des Gesetzes und öffentliche Akte Blut vergieße. Ich hoffe, daß Ihre Majestät diese meine Antwort nach ihrer gewohnten Gnade aufnehmen wird."

Vor Norfolks Hinrichtung hatte die Königin das Urteil mehr als einmal unterschrieben und wieder zurückgezogen. In Erinnerung daran und weil man nicht wußte, ob Elisabeths Wille nicht geschehe, indem man ihr erlasse, den Befehl der Hinrichtung ausdrücklich zu geben, nahm es der Geheime Rat auf sich, ohne weitere Anfragen und Benachrichtigungen vorzugehen. Die Grafen Shrewsbury und Kent, sowie der Sekretär des Geheimen Rats, Beale, wurden nach Fotheringhay gesandt, um das Urteil am 8. Februar vollziehen zu lassen.

Maria hatte ihr Leben abgeschlossen. Sie ging dem Kommenden als gläubige und gefaßte Christin entgegen und war in diesen Tagen, die ihr ganzes Leben überschauten und in Einheit zusammenzufassen suchten, vor allen Dingen die Tochter ihrer Kirche, als deren Märtyrerin sie sich betrachtete. Dem Herzog von Guise, ihrem

Vetter, schrieb sie, es gereiche den Kindern der katholischen Kirche vor Gott zu Nutzen, von Ketzern und Kirchenfeinden abgeurteilt zu werden, sie denke mit Heinrichs Vater zusammen vor einem gerechten Richter zu erscheinen. Briefe an den Papst und an den König von Spanien legten diesen die Sorge um Jakobs VI. katholischen Glauben ans Herz, andernfalls übertrug sie dem König Philipp ihre sämtlichen Rechte und Ansprüche. Allen Dienern und Getreuen dankte sie und wählte die Geschenke, welche ihnen als Andenken verbleiben sollten. An Elisabeth schrieb sie — in den Wochen, während die Königin die Vollstreckung hinausschob —, sie bitte, die Verbringung ihrer Leiche nach einem geweihten Boden, also außerhalb Englands, zu gestatten, am liebsten nach Frankreich, „damit dieser arme Leib, der, solange er mit der Seele verbunden war, nie Ruhe fand, sie schließlich finden möge, wenn sie von ihm getrennt ist". Auch bat sie, in Gegenwart ihrer Diener hingerichtet zu werden, damit hinsichtlich der Unerschütterlichkeit ihres Glaubens keine falschen Gerüchte entstehen könnten.

Am 7. Februar trafen die Vollstrecker des Urteils ein. Sie empfing sie sitzend, ihren französischen Arzt Bourgoing und ihre sonstige Umgebung hatte sie um sich versammelt. Shrewsbury trat ihr mit der Mitteilung der bevorstehenden Vollstreckung entgegen, unbedeckten Hauptes; seine Begleiter erwiesen Maria diese zeitübliche An-

erkennung höherstehenden Ranges nicht. Beale verlas das Urteil. Maria machte das Zeichen des Kreuzes und antwortete, sie danke den Lords für die Nachricht, daß man sie aus dieser Zeitlichkeit entfernen wolle, sie verlasse sie gern, da sie nichts als Elend in ihr habe, sich in steter Betrübnis befinde und niemandem mehr etwas nützen könne. Sie sei bereit und sehr zufrieden zu sterben, ihr Blut für die Sache Gottes und der katholischen Kirche zu vergießen und ihr Recht in diesem Lande aufrecht zu halten. Dann legte sie die Hand auf ein Gebetbuch und schwur, daß sie niemals den Tod der Königin von England noch irgend jemandes gewünscht habe.

Nur die ganze Heftigkeit der damaligen Bekenntniskämpfe, die Überzeugung, womit jeder Teil in den anderen die Ketzer sah und nur selber Gott zu dienen vermeinte, machen uns Dinge verständlich, die in die letzten Stunden Marias den Ton einer harten Unduldsamkeit tragen. Als sie die Hand auf das Buch legte, rief Kent: das Buch sei papistisch; auch forderte er, daß sie sich für ihre Vorbereitung zum Tode des protestantischen Dechanten von Peterborough bediene, während man ihr seit dem Dezember wieder einen katholischen Seelsorger vergönnt hatte. Wir haben dieses Ansinnen nicht in erster oder alleiniger Beziehung als einen Versuch aufzufassen, die Welt glauben zu machen, Maria sei bekehrt vom Katholizismus gestorben, obwohl sie selber derartige Sorgen hatte. Es genügt,

sich vorzustellen, daß jede der beiden Konfessionen den hinzurichtenden Glaubensgegnern, wenn sie wenigstens in letzter Stunde sich zu dem „richtigen“ Glauben hielten, das ewige Seelenheil durch Gottes Gnade zu verschaffen glaubte. So hatten auch die katholischen Regierungen bei den Hinrichtungen der Protestanten nicht anders gedacht, wenn sie den Beistand ketzerischer Seelsorger ausschlossen, oder hatten sie, wie Maria die Katholische vergeblich die junge Jane Gray, tagelang durch erprobte Bekehrer bearbeiten lassen.

Maria gab — denn ihr Arzt, der über diese Dinge Aufzeichnungen hinterlassen hat, kann diese Gespräche höchstens überarbeitet, nicht im Sinn geändert haben — auch hier wieder eine ihrer prompten und sicheren Antworten: Sie sei hinlänglich in der Religion unterrichtet und wisse, was sie für ihr Heil und Gewissen brauche. Auch habe sie oft mit Männern der protestantischen Religion zu tun gehabt und deren Prediger gehört, aber nichts gefunden, was sie hätte von ihrem Glauben abbringen können. Es sei nicht die Stunde für sie, ihren Glauben zu ändern, vielmehr die, sich fest und beständig zu zeigen. Sie bat um einen Priester ihres Bekenntnisses, man empfahl ihr nochmals den Dechanten, worauf sie etwas heftiger das Gesagte wiederholte und sich auch darauf berief, daß man ihr doch bisher den katholischen Seelsorger zugestanden habe. Sie hatte ihre reservierte Haltung ver-

loren und fügte bittere Worte über ihren Sohn Jakob hinzu.

Vielleicht war es eine unwillkürliche Regung, um noch Zeit zu gewinnen, wenn sie einigen Aufschub zur Ordnung ihrer Angelegenheiten bat. Man sah aber hierzu keinen Anlaß mehr und der Befehl lautete bestimmt auf Vollzug am nächsten Tage, am 8. Februar. So ließ man es bei diesem. Sie blieb den Tag über ruhig und voll Haltung, beim Abendessen trank sie auf das Wohl ihrer treuen Umgebung. Nachts schrieb sie noch wieder Briefe und setzte den Herzog von Guise zum Vollstrecker ihres Testamentes ein, bat auch ihren Schwager, König Heinrich III. von Frankreich, die Legate, die sie auf ihre französische Witwenapanage angewiesen hatte, auszuzahlen.

In dieser ganzen letzten Zeit erscheint der hoffnungslosen Frau die französische Jugendzeit ihres Lebens innerlich wieder besonders nahegerückt. Sie hatte während des Prozesses wiederholt auf ihre Eigenschaft als Königin-Witwe von Frankreich aufmerksam gemacht und klammerte sich jetzt mit ihren Gedanken und Bestimmungen an die einzige Verwandtschaft, von der sie wußte, daß sie mit ihr empfinde, die guisische. Ihrem alten Haushofmeister Melvil, den sie am Tage der Hinrichtung wiedersehen durfte, trug sie auf, ihren Freunden zu sagen, daß sie treu in ihrer Religion als wahre Schottin und wahre Französin gestorben sei.

Am Morgen des 8. begann sie sehr rechtzeitig ihre königliche Toilette, in Samt und Atlas, mit langem schwarzen, zobelbesetzten Mantel und weißem Schleier, der sie wie eine Braut bis zu den Füßen umhüllte. Ihr Seelsorger war nicht mehr zu ihr gelassen worden; sie betete allein vor ihrem Hausaltar. Um neun Uhr holte der Sheriff der Grafschaft sie ab.

Das Gerüst war in der großen unteren Halle des Schlosses aufgeschlagen worden. Dort waren Bewaffnete aufgestellt und viele Zuschauer versammelt, Edelleute und sonst zugelassene Bewohner der Gegend. Ihre Diener sollten ursprünglich ferngehalten werden, aber Marias Bitte, die sich für ihr Verhalten verbürgte, erlangte dann doch die Aufhebung des Verbotes. Mit aller guten Lebensart geht der unheimliche Vorgang, der ein Leben auslöschen soll, vor sich, und gewissermaßen als Gäste erbittet sich die Sterbende ihre Getreuen. Poulet führte sie auf das geräumige Schafott, das ganz und gar mit schwarzem Tuch beschlagen war. Hier saß sie während der letzten Formalien neben Shrewsbury und Kent; die beiden Henker, in schwarzem Samt, standen gegenüber. Beale verlas noch einmal das Urteil, darauf erhob sich die Königin, machte das Zeichen des Kreuzes und wiederholte dieselben Worte, womit sie gestern die Verlesung des Urteils beantwortet hatte.

Dann begann sie zu beten. Das betrachtete der Dechant von Peterborough als sein Stich-

wort, um sich ihr aufzudrängen. Sie wies ihn kurz und würdevoll ab, sie sei fest in ihrer katholischen Religion. Der Dechant eiferte weiter, sie gebot ihm, still zu sein, begann wieder zu beten, der schreckliche Dechant übertönte sie mit seinen evangelischen Gebetsformeln, auch die beiden Lords beteten für sie, hatten jedoch um die Erlaubnis gefragt, worauf sie antwortete: Sie möchten immerhin für sie beten, wofür sie ihnen danke, aber ihre Bitte zu Gott mit den ihrigen vereinigen könne sie nicht, da sie sich nicht zu ihrem Glauben bekenne.

Nach Beendigung ihres Gebetes erhob sie sich von den Knien, und die Henker wollten nun ihr Obergewand entfernen. Sie wies sie zurück, und man winkte ihre beiden weinenden Kammerfrauen herbei. So häufig füllt die flüchtige Trivialität die peinlichen Pausen des Tragischen aus, auch hier durch einen gezwungenen Scherz Marias, sie habe sich noch niemals vor einer solchen Versammlung entkleidet. Dann wurden ihre Augen verbunden, und während Maria die Worte der lateinischen Bibel sprach: In deine Hand, Herr, befehle ich meinen Geist, gab Shrewsbury, sein Antlitz verhüllend, mit dem richterlichen Stabe das Zeichen, und der Hieb des Henkers, erst beim zweitenmal richtig den Hals treffend, trennte ihr Haupt vom Rumpf. Der Henker hob das Haupt zur Schau und rief das formelhafte englische „Gott schütze die Königin Elisabeth!“ In die lautlose Stille rief

der Dechant: Mögen so alle ihre Feinde umkommen! worauf Kent durch ein rasches Amen weiterem vorbeugte.

Die Kleider und nicht verschenkten Gebrauchsgegenstände der Königin wurden verbrannt, um dem Reliquienhandel vorzubeugen. Ihr Leichnam wurde einbalsamiert, so gut wie es der örtliche Arzt verstand. Die Schloßtore blieben mehrere Stunden geschlossen. Alle mußten darin bleiben, während Shrewsburys zweiter Sohn mit der Botschaft zu der Königin nach Greenwich ritt. Am 9. Februar erfuhren die Londoner das Ereignis, alle Glocken wurden geläutet, wieder brannten Freudenfeuer auf den Plätzen von London und in ganz England.

Elisabeth hat sich mit mehr oder weniger Selbstüberwindung die Rolle gegeben, durch die eigenmächtige Hinrichtung zu ihrem Schmerz und Zorn überrascht zu werden, auch legte sie Trauer an. Der Staatsdienst jener Zeit brachte es öfter mit sich, daß ein treuer Mann der Fürstenraison zum Opfer gebracht wurde; diesmal war es Dawison, der wegen mißverstandenen Befehls in den Tower geschickt, lange in Haft behalten und mit einer hohen Summe an seinem Vermögen gebüßt wurde. — Am 1. August 1587 ließ die Königin den Leichnam Marias unter den Ehren einer Königin in der Kathedrale von Peterborough beisetzen, in der Nähe des Grabmals der Katharina von Aragonien, Heinrichs VIII. erster Gemahlin. Im Jahre 1612 hat dann

Jakob VI., seit 1603 durch Elisabeths Tod König Jakob I. von Großbritannien und Irland, die Leiche seiner Mutter nach Westminster bringen lassen, wo Maria nun in der Kapelle ihres Großvaters, des letzten katholischen Königs von England, ruht.

Ob nun Elisabeths Zorn eine bloße Komödie war oder ob dennoch ein ziemlich feiner psychologischer Vorgang mitspielt, nämlich eine Aufwallung des persönlichen königlichen Gefühls gegen die Macht der Konsequenz, welche die Momentanität des monarchischen Willens einengt, jedenfalls hat ihre öffentliche Trauer und die posthume Ehre, die sie Maria erwies, ihr den drohenden katholischen Krieg gegen England nicht erspart. Aber da Frankreich 1587 und 1588 noch in den „Krieg der drei Heinriche" (Heinrich III., Heinrich von Guise und Heinrich von Navarra) gefesselt blieb, hat Spanien ihn allein geführt. Als Witwer Marias der Katholischen und als nächster Rechtsnachfolger, der er nach Maria Stuart wegen der verschiedentlich bedingten Übertragung ihrer Rechte an ihn zu sein behauptete, ging er über die Anrechte Jakobs VI. als eines Protestanten hinweg. Nach dieser Deduktion war Elisabeth die unrechtmäßige Königin und Maria Stuarts besseres Recht durch deren Tod an Philipp übergegangen. Vom Papste Sixtus V. ließ er sich ferner mit Irland belehnen, um hier einen besseren Rechtstitel zu gewinnen, als durch die englische Herrschaft, welche die

katholischen Iren hartnäckig bestritten. Der Papst hielt sich zu dieser Belehnung befugt nach einer ungeheuerlichen Auslegung der an sich schon ungeheuerlichen „konstantischen Schenkung", einer Auslegung, welche als die von Konstantin angeblich dem Papste mitgeschenkten Inseln nicht mehr die italischen allein, sondern alle möglichen, darunter zeitweilig auch Amerika, einbegriff. So sandte Philipp II. im Jahre 1588 seine gewaltige Armada, die „unüberwindliche Flotte" aus, mit dem großen Landungsheere, welches sie beförderte. Das klägliche Mißgeschick dieser Expedition gehört nicht mehr hierher. Es war das großartig genug angelegte Unternehmen gegen die einzige protestantinische Monarchie, welche damals stark und aufrecht stand, und war eine schwere und bange Bedrohung dieser englischen Selbständigkeit; durch seinen Ausgang ist England nicht nur bewahrt geblieben, sondern hat die Kräfte, die in ihm waren, erst richtig erkannt, hat damals im ganzen Umfange die Zukunft als Weltmacht zur See begriffen, die bisher in ihm noch geschlummert hatte.

* * *

Warum mußte Maria sterben? Es ist kein einzelner, heftiger Konflikt, der sie aufs Blutgerüst geführt hat, zum allerwenigsten die Verschwörung des Babington allein. Das richterliche Urteil, daß sie als Hochverräterin mit dem Tode zu strafen sei, ist der Abschluß einer langen

Kette von Verschürzungen, die mit ihrer Flucht nach England, ja mit den Geschehnissen beginnen, die ihr die Achtung und Liebe der Schotten nahmen. Sie ist gefallen, weil auch Königin Elisabeth schließlich nicht mehr die freiüberlegene Herrin in diesen Verkettungen zu bleiben vermochte, weil sie, die die verwickelten Fäden anfänglich noch meisterte, zuletzt den Erwägungen und dem Andrängen nachgeben mußte, daß nur noch der rasche Hieb den Knoten ohne den größeren Schaden lösen könne. Zu diesem halb unfreiwilligen Nachgeben Elisabeths an die Umstände hat Maria das meiste beigetragen, längst vor der Offenkundigkeit ihres bewiesenen Anteils an Hochverratsplänen. Sie hat der schottischen Krone zu entsagen vermocht, als ihr nichts anderes übrig blieb, aber niemals hat sie ihren Rechten auf England entsagt, nur episodisch haben die Vorgänge dahin zu treiben geschienen. Sie hat mit allen Mitteln gekämpft und ist zeitweilig in die verschiedensten Wege hinein gefolgt, aber sich der Elisabeth zu unterwerfen und ihr übrigbleibendes Geschick von dieser zu empfangen, das ist ihr unmöglich geblieben, als Königin und sicherlich auch als Weib. Gescheitert ist sie in dem Ganzen ihrer Bestrebungen, um die sie ihre Freiheit opferte und die Möglichkeit, sich aus der englischen Gefangenschaft zu lösen, von der Hand wies, denn sie hat weder durch ihr Leben noch durch ihren Tod die Verhältnisse von Schottland und England in das Katholische zurück-

wenden können. Sie hat es auch schon empfinden müssen, daß sie, für sich allein, auf jede Weise verlor, anstatt zu gewinnen, denn selbst, wenn sie ohne Verzichte aus der Gefangenschaft entlassen worden wäre, so hätte ihr, der heimatlos gewordenen, die Freiheit allein nicht mehr genützt. Ihr half nur noch die internationale Verschwörung zum Kriege, und so geht doch aus richtig verstandener Konsequenz hervor, worin sie sich verstrickt hat. Aber wenn sie nicht Siegerin war, so ist sie mit Bewußtsein Märtyrerin geworden. Sie ist in jeglicher Folgerichtigkeit für ihre katholischen Ziele gestorben. Insofern ist doch eine persönliche Größe in ihr, und die geschichtliche Tragik um sie her wird dadurch nicht verringert, daß wir sie nicht leicht in zusatzloser Form erkennen, das Bild davon erst mit einiger Mühe herauszugewinnen haben.

Es ist mehr als eine Königin in jenem Jahrhundert unter dem Beil gestorben, und den Weg seiner Ahnmutter Maria auf das Schafott ist weiterhin noch wieder ein König von England gegangen, ihr Enkel Karl I. — nach innerstem Zusammenhange wohl nicht ohne Verknüpfung damit, daß Königin Elisabeth es nicht hatte durchführen können, königliches Geblüt fortan grundsätzlich vor Urteil und Henker zu bewahren. Wie ein Fluch verbleibt es über dem Stuarthause, gegen welches England sich zweimal in siegreichen Revolutionen erhoben hat, zuletzt, um seine Befreiung durch den klugen niederländischen

Oranier Wilhelm zu empfangen, König Wilhelm III., dessen Nachfolger an der großbritannischen Krone die mit ihm verwandten deutschen Welfen geworden sind. Es ist Jakob II., der als letzter Stuart über die Königreiche geherrscht hat, bis 1689. Als er 1685 zur Regierung kam, erhob sich gegen ihn — wieder einmal ein Stuart mit den Argyles verbündet, die in Schottland seine Sache führten — der natürliche Sohn des Vorgängers Königs Karls II., James Monmouth, der Sohn der Lucie Walters. Aber er wurde bei Sedgemoore mit dem Bauernheere, das ihm zugelaufen war, geschlagen, und zu London auf Tower Hill fiel sein Haupt. Er hatte auf die Mißstimmung beider Länder gegen König Jakobs II. katholisierende Neigung gerechnet, aber die Hindernisse, die in der Illegitimität lagen, unterschätzt. Vier Jahre später verlor, eben über seinen katholischen Versuchen und Bündnissen, Jakob II. den Thron, aber dadurch, daß sich diesmal die Revolution gegen ihn in den Formen der bewaffneten politischen Einmischung zugunsten des kämpfenden Parlaments vollzog, durch den völkerrechtlich selbständigen Erbstatthalter der Niederlande, der zugleich Jakobs II. Schwiegersohn, der Gemahl der legitimen Erbin Anna war. Treue gegen die Stuarts haben dann noch lange Zeit die schottischen Hochländer bewahrt, oder vielmehr ihre urwüchsige Abneigung gegen die straffer geordnete englische Herrschaft in Schottland hat sich

diesen Hintergrund gegeben; mit der eingangs erwähnten Blutarbeit Cumberlands in den Hochlanden, 1745, und mit der Auflösung der historischen gälischen Verhältnisse ist diese letzte Erhebung für den Stuartnamen zu Ende gekommen. Die königliche Linie der Stuarts ist 1807 ausgestorben, mit dem Kardinal Heinrich Benedikt, dessen reiches Denkmal in der Peterskirche zu Rom den Italienfahrern bekannt ist. Aus den übrigen Linien des altverzweigten Hauses leben noch heute zahlreiche Nachkommen, und da es immer Käuze gibt, welche sich nicht hineinfinden können, daß auch die genealogische Legitimität ein zwar sehr strenger, aber doch nicht absoluter Begriff ist, das vielmehr auch ihr Recht durch andauernde Sünde gegen die Tatsachenwelt verwirkt werden kann und der machtvolle Gang der Geschichte sich nicht durch Tifteleien und Wehrufe zurückwenden läßt, so gibt es noch heute eine kleine Anzahl von Leuten, welche anstatt des welfisch-koburgischen Hauses von Großbritannien und Irland nur ein Haus Stuart anerkennen und sogar ihren eigenen genealogischen Hofkalender besitzen, der nach diesen Fiktionen abgefaßt ist. —

Maria Stuart ist sehr viel bekannter und volkstümlicher geblieben, als manche geschichtliche Persönlichkeit, die es an Bedeutung oder Schicksalen mit ihr aufnehmen könnte, und sicherlich ist der Hauptgrund davon nicht die große katholische Aufgabe, die sie sich stellte, da diese

wenigstens in evangelischen Kreisen nicht allzu Vielen zum Bewußtsein kommt, sondern der nachdauernde Ruhm ihrer Schönheit und der eigentümliche bange Reiz, der ihr Leben als Frau umgibt. Die lebendige Erinnerung an sie, bei uns Deutschen, die sich immer lebhaft um die Gestalten anderer Nationen gekümmert haben, wie in Schottland, wo sich ihr Name um die alten Schlösser webt, rührt nicht erst, dort von Schiller, hier von Walter Scott her. Sie ist von dem großen edlen Dichter, wie von dem poetischen Erzähler schon vorgefunden und nur aufgenommen worden. Von beiden in dem Sinne einer Herausarbeitung alles Versöhnenden oder Anziehenden, wie es dem Sinn der hohen klassischen Dichtung und dem jener erzählenden Romantik entspricht. Zu ihnen ist nun noch eine jüngste Art der poetischen Behandlung der Maria Stuart hinzugetreten, welche auch wiederum in einer lebendigen Zeitströmung wurzelt, nämlich in dem Freiheitsbegehren der Frau, das heute an allen überlieferten Schranken rüttelt. Vielleicht haben auch die Fontaneschen Worte von jener Geliebten Karl Stuarts: „Ihre Lippen sprachen, ich habe gefehlt, ihre Augen lachten vor Wonne!", absichtslos wie ein gefährliches Stichwort mit eingewirkt. Jedenfalls erinnert sich eine sehr moderne Poesie des Jugendrechtes der Schönheit und des rücksichtslosen Aufwallens im heißen und stolzen weiblichen Blut, wo sie zur Form der historischen Ballade greift, mit Vor-

liebe an das Stuarthaus und an die als Weib so leicht sich nachgebende schöne Königin. Das kann freilich nicht geschehen, ohne daß dabei eine kulturhistorische Verzeichnung vorgenommen, nämlich eine bewußte, selbsteigene Souveränität der Sittlichkeit untergeschoben wird, die sich ihre Gebote im Sinne der individuellen Vollfreiheit und des Kampfes gegen die allgemeine Herkömmlichkeit selber setzt, wovon im geschichtlichen Betracht nicht die Rede sein kann. Dafür sind sie Symptome unserer Zeit, des im weitesten Umfange ins Problem geratenen Zustandes unserer Gesellschaftseinrichtung und Kultur; aber sie werden, auch wenn uns Wohllaut und Leidenschaft einer echten Dichterin verführen wollen, die latent revolutionäre Stimmung, in der wir uns zurzeit befinden, und deren Beruhigung durch fortschreitende Lösung der Gegenwartsfragen nicht überdauern. Was heldenhaft in Maria ist, wodurch sie in wirklicher Hoheit eines starken seelischen Inhalts — und insofern in einer Art von innerer Freiheit — einer unbarmherzigen Welt die Spitze geboten hat, nämlich die Tage ihrer letzten Gefangenschaft und ihres Sterbens, das hat mit seiner jedesmal durch ihre historische Treffsicherheit erstaunenden dichterischen Intuition Friedrich Schiller erkannt. Er hat durch sein dramatisches Gemälde eines aus Leidenschaft durch Leid zu Festigkeit und Abklärung gereiften königlichen Charakters dasjenige heroische Bild der unglücklichen Königin

festgelegt, welches die Erinnerung an sie immer aufs neue zu sich herüberzieht. Ein Bild, das mit der Geschichte nur insoweit in Widerspruch steht, als der Dichter der freieren Bewegung in klärender und ausscheidender Komposition, auch im Seelischen, bedurfte, um den unentbehrlichen reinen Eindruck des künstlerischen Werkes hervorzubringen.

K. Robert Bruce † 1329 — Hans Stuart

K. David II. † 1370 — Majora — Walter Stuart — (Stuart)

K. Robert II. Stuart † 1391

⋮

K. Jakob IV † 1513
Gem. Margarethe, T. K. Heinrichs VII. von England
in zweiter Ehe vermählt mit Archibald Douglas

K. Jakob V. † 1542 — Margarete † 1578 — Matthäus Gr. v. Lenox † 1572

Jakob Stuart, Gr. v. Murray † 1570 — K. Maria Stuart, hingerichtet 1587 — Heinrich Stuart, Lord v. Darnley † 1567

Jakob I. von England, Schottland und Irland † 1625

K. Karl I., hingerichtet 1649

Karl II. † 1685 — Jakob II., entthront 1688, † 1701

natürlicher Sohn Jakob Monmouth, hingerichtet 1687.